



BERLIN, APRIL 1935 • II. JAHRGANG 4. FOLGE

PREIS 10 RPF.

DER

SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Titelfeiten: Germanisches Dorf
zur Bronzezeit (1200 v. Chr.)
Zeichnung W. Peterfen

Bezug der ‚Schulungsbriefe‘ und Sammelmappen.

Alle Angehörigen der NSDAP, der DAF sowie der angeschlossenen Organisationen, ebenso alle Angehörigen der Reichs-, Länder- und Kommunalbehörden können den monatlich erscheinenden „Schulungsbrief“ zum Preise von 10 Rpf. für das Stück auf dem Dienstwege beziehen. Bestellungen nimmt die Dienststelle entgegen und leitet sie an das zuständige Gaufchulungsamt der NSDAP weiter. Sammel-mappen sind auf gleichem Wege zum Preise von 1,50 RM. erhältlich. Nachbestellungen bereits erschienener Folgen auch auf dem Dienstwege.

Zentralverlag der NSDAP.
Franz Eher Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91
Fernsprecher: 21 3äger 0022



BERLIN, APRIL 1935 • II. JÄHRG. 4. FOLGE

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Zum 20. April 1935 Seite 108

Wilhelm Bergt:

Germanische Kultur der Bronzezeit Seite 109

Was jeder Deutsche wissen muß Seite 124

Karl Richard Bouyer:

Bayern und Reich Seite 125

Das deutsche Buch Seite 136

Fragekasten Seite 136

Geschichtliche Gedenktage

1. 4. 1815 Bismarck geboren.
1924 Adolf Hitler zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt.
2. 4. 1798 Hoffmann v. Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, geboren.
1897 Der Komponist Johannes Brahms gestorben.
4. 4. 1823 Der Ingenieur Karl Werner v. Siemens geboren.
6. 4. 1528 Albrecht Dürer gestorben.
1917 Amerika erklärt Deutschland den Krieg.
1925 Der Opferwille der Parteigenossenschaft bringt die notwendigsten Mittel auf, damit der „Völkische Beobachter“ wieder Tageszeitung wird.
7. 4. 1348 Stiftung der ersten deutschen Universität in Prag durch Karl IV.
8. 4. 1835 Der Staatsmann Wilhelm v. Humboldt gestorben.
1919 Die Juden Toller, Levien, Levine-Missen u. a. rufen in München die Räterepublik aus.
9. 4. 1747 Der preussische Generalfeldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer“, gestorben.
1809 Die Tiroler erheben sich gegen Napoleon.
1935 Der größte Feldherr des Weltkrieges, General Erich Ludendorff, feiert seinen 70. Geburtstag.
10. 4. 1918 (bis 29. 4.) Schlacht am Kemmelberg in Flandern.
11. 4. 1933 Pg. Hermann Göring wird Preussischer Ministerpräsident.
12. 4. 1809 Andreas Hofer erstürmt Junsbrunn.
13. 4. 1917 (bis 20. 5.) Frühjahrsschlacht bei Arras.
1932 Groener verbietet im ganzen Reich die SA. und SS.
18. 4. 1521 „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“ so verteidigte sich der Deutsche Martin Luther auf dem Reichstag in Worms vor dem römischen Kaiser deutscher Nation.
1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen.
19. 4. 1916 Generalfeldmarschall Colmar Frhr. v. d. Goltz-Pascha gestorben.
1917 Aufhebung des Jesuitengesetzes von 1872.
20. 4. 1889 Unser Führer Adolf Hitler geboren.
1918 Der Kampfflieger Manfred v. Richthofen gefallen.
22. 4. 1724 Der Philosoph Immanuel Kant geboren.
24. 4. 1891 Generalfeldmarschall Helmuth v. Moltke gestorben.
26. 4. 1787 Der Dichter Ludwig Uhland geboren.
1896 Der Stellvertreter des Führers, Pg. Rudolf Hess, geboren.
27. 4. 1809 Schill erhebt sich gegen die Franzosen.
28. 4. 1896 Der Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke gestorben.
29. 4. 1933 Gründung des Reichsluftschutzbundes.
30. 4. 1803 Generalfeldmarschall Albrecht Graf von Moos geboren.
1835 Der Tiroler Maler Franz v. Defregger geboren.
1895 Der Dichter Gustav Freytag gestorben.
1919 Wehrlose Geiseln werden in München von roten Horden ermordet.



GEBOREN ALS DEUTSCHER,
GELEBT ALS KÄMPFER,
GEFALLEN ALS HELD,
AUFERSTANDEN ALS VOLK.

APRIL

MAX BEULICH, Mühlweida, 4. 4. 1932 / OTTO SCHMELZER,
St. Ingbert, 4. 4. 1933 / PAUL PASSMANN, Bochum, 5. 4. 1933 /
FRIEDRICH HELLMANN, Berlin, 8. 4. 1932 / LUDWIG FRISCH,
Chemnitz, 8. 4. 1932 / KARL LUDWIG, Wiesbaden, 10. 4. 1927 /
BERNHARD GERWERT, Haltern i. W., 10. 4. 1928 / HEINZ
BRANDS, Hamburg, 10. 4. 1932 / HARRY HAHN, Hamburg, 10. 4. 1932
SILVESTER GRATZL, St. Andrae (Kärnten), 17. 4. 1932 / WILHELM
HOFMANN, Wöllersheim, 18. 4. 1933 / JOHANN BROWELETT,
Hamborn, 23. 4. 1932 / JOHANN LÜCHTENBORG, Ikenbrügge
i. Oldenburg, 23. 4. 1932 / UDO GÜRTL, Berlin, 24. 4. 1932 / FRITZ
KRÖBER, Durlach (Baden), 26. 4. 1925 / KARL FREYBURGER,
Liebstadt (Ostpr.), 27. 4. 1931 / GOTTFRIED THOMAE, Essen,
28. 4. 1928 / JOHANN LOCH, Alt-Raudten, 29. 4. 1933

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU
NUN LEBEN. VERGISS ES NIE –
SOLDAT DER REVOLUTION.

Zum 20. April 1935

So gelte denn wieder Urbäter Sitte:
Es steigt der Führer aus Volkes Mitte.

Sie kannten vor Zeiten nicht Krone noch Thron,
Es führte die Männer ihr tüchtigster Sohn,

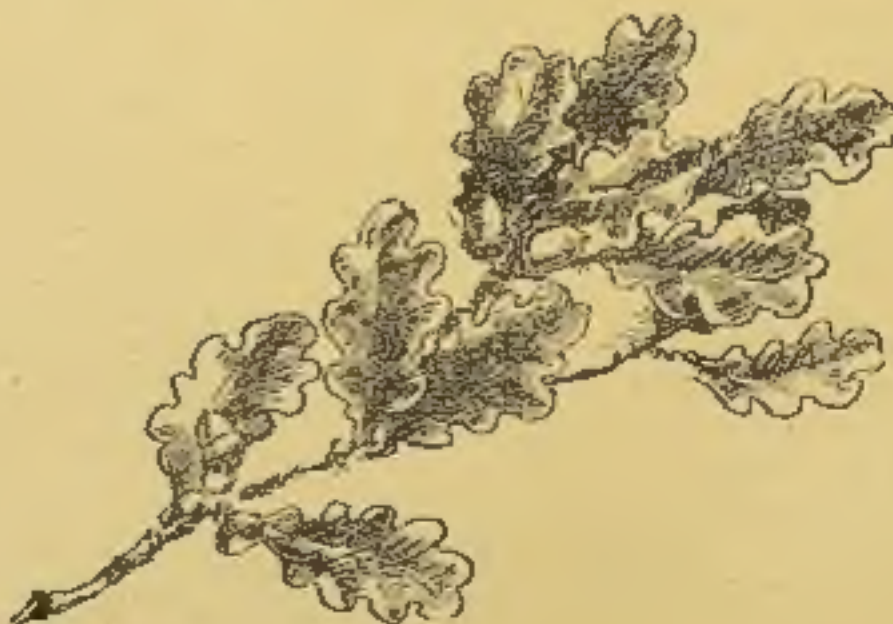
Die Freien der Freie!

Nur eigene Tat gab ihm die Weihe,
Und Gottes Gnad'!

So schuf ihm sein Wirken Würde und Stand.
Der vor dem Heer herzog, ward Herzog genannt.

Herzog des Reiches, wie wir es meinen,
Bist Du schon lange im Herzen der Deinen.

Will Vesper



GERMANISCHE KULTUR DER BRONZEZEIT

Von Wilhelm Bergh



Noch während der Steinzeit, kurz bevor die großen Wanderungen der indogermanischen Völker beendigt sind, taucht im Norden ein neuer Werkstoff auf: das Kupfer. Auf der Suche nach geeignetem Steinmaterial ist der Mensch wohl irgendwann auf die buntschillernden Kupfererze aufmerksam geworden, die ja an vielen Orten zu Tage treten. Vielleicht hat er sich zu Hause mit seinen Kindern an dem Glanze des leuchtenden Gesteins gefreut und durch einen Zufall, wenn Erzstücke in die Glut des Feuers geraten, festgestellt,

daß sie im Feuer zergehen und sich zu Kugeln formen, die ein anderes Aussehen gewinnen und sich leicht bearbeiten lassen. Dieser Zufall führt zu einer der bedeutungsvollsten Entdeckungen der Menschheit. Der Mensch lernt es, die Stoffe, die ihm die Natur darbietet, so zu verändern, daß sie für seine Zwecke brauchbar werden. Er tritt damit aus der Stufe einer nur aneignenden Wirtschaft in die der verarbeitenden ein. Die Steinzeit wird abgelöst durch die Metallzeiten. Zuerst verwendet wird das Kupfer, das sich einfacher verhütten läßt. In einer Verbindung mit Zinn entsteht die Bronze. Erst später findet das Eisen Verwendung. Wir teilen daher die Metallzeiten ein in eine Bronzezeit, die 1800 v. Chr. beginnt und im Süden Deutschlands bis etwa 800, im Norden bis 500 v. Chr. dauert. Ihr folgt die Eisenzeit.

In Deutschland kommt Kupfer nur selten vor. Auch die schwedischen Kupferadern sind noch nicht bekannt. Reichere Erzgänge hat es vor allem in den Ostalpen gegeben, aufsteigend aber haben unsere Vorfahren auch schon die Kupfervorkommenisse des mitteldeutschen Bezirkes, um Mansfeld und am Harz, ausgenutzt und in regelrecht bergmännischem Betrieb unter Tage ausgebeutet. Soweit diese Erzquellen nicht ausreichten, hat man Erz aus dem Ausland bezogen. So ist auch der Name des Wortes Kupfer nicht deutsch, sondern deutet auf die Insel Cypern mit ihren reichen Kupferlagern hin. Trotzdem aber wäre es völlig verkehrt, sich einzubilden, unsere Bronzewaren seien nicht hier im Inlande hergestellt, sondern aus der Fremde eingeführt. Schon in dieser frühen Zeit hat der Bewohner unserer Heimat die besondere Eigenschaft gezeigt, durch die er sich heute noch auszeichnet, daß er wohl Rohmaterial aus dem Auslande holt, viel-

leicht sogar Anregungen in der Gestaltung dieses Rohstoffes nachgeht, daß er aber alles, was von draußen kommt, selbständig verarbeitet und durch die Schönheit und Gediegenheit der Ausführung immer wieder das Ausland schlägt. Seine Kunst und Technik wird für das übrige Europa Vorbild. Das hervorragende technische Können, die künstlerische Gestaltungskraft erweisen schon in der Bronzezeit die Kulturhöhe unserer Vorfahren, sie sind aber auch geradezu ein teures Erbgut, das uns von ihnen überkommen ist. Wir wissen heute, daß unsere Fähigkeiten nur auf diesem Erbe beruhen.

Ursprung und Heimat der Germanen

Daß wir aber noch im wesentlichen die Nachkommen der alten Germanen sind, steht einwandfrei fest. Noch heute tragen wir alle starke Anteile der nordisch und fälischen Mutmischung, aus der die Germanen entstanden sind, in uns, die von jenen frühen Bewohnern Altgermaniens kommt.

Gräberfunde oder Berichte lassen uns die große Abnenreihe von den Germanen des Bronzezeitalters bis zu den Deutschen unserer Tage erkennen.

Römisch-griechische Schriftsteller können uns aus einer späteren Zeit von germanischen Menschen, die denen gleichen, die noch heute im altgermanischen Heimatgebiet¹⁾ zu finden sind.

Der Römer Tacitus, der um das Jahr 100 n. Chr. Land und Leute Germaniens beschreibt, hebt ausdrücklich den einheitlichen Charakter hervor, den die Germanen damals gehabt haben. Er hält sie für „eine eigenartige, reine, nur sich selbst gleiche Nation, ihre Völker durch keinerlei Ebeverbindungen mit anderen Stämmen verfälscht. Daher haben sie alle auch trotz der gewaltigen Volksmenge gleiches Aussehen und Gestalt. Drohende blaue Augen, rotblonde Haare, riesige Leiber.“ Schon ihm gelten sie als Ureinwohner.

Damit hat er im Kern das Richtige getroffen. Seit dem Ende der Jungsteinzeit, seitdem die Großsteingraberleute sich mit den Schnurkeramikern gemischt und sich ein einheitliches

Volk gebildet hat,²⁾ können wir in Altgermanien bis zur Zeit des Kulturunbruchs unter Karl dem Großen (etwa 800 n. Chr.), ja teilweise bis in die jüngste Gegenwart, hervor das Zeitalter des Verkehrs Menschen aller Rassen und Völker durcheinanderwirbelt, keinerlei wesentliche volksfremde Zuzüge erkennen. Wohl überschichtet hier und da der eine germanische Stamm den anderen, trotzdem bleibt das rassistische Bild im großen ganzen das gleiche. Zum selben Schluß führt uns auch die Untersuchung der kulturgeschichtlichen Überreste. Auch da wird der ruhige, ununterbrochene Ablauf der kulturellen Entwicklung niemals derart entscheidend verändert, wie das durch die Einwanderung eines anderen, fremden Volkes geschehen sein müßte.

Noch heute leben im altgermanischen Kerngebiet Menschen der nordisch-fälischen Rasse in weit höherem Maße als sonst in Deutschland, sie tragen — beinahe unverändert — dieselben Züge wie ihre Ahnen vom Ende der Steinzeit. So hat man in Gräbern die hochgestalteten Schmaltgichter der Norden oder die etwas breiteren der fälischen Riesen gefunden. Ja, wo es günstige Funde erlaubt haben, die Haarfarbe festzustellen, da tragen sie dasselbe Blondhaar wie ihre Nachkommen.

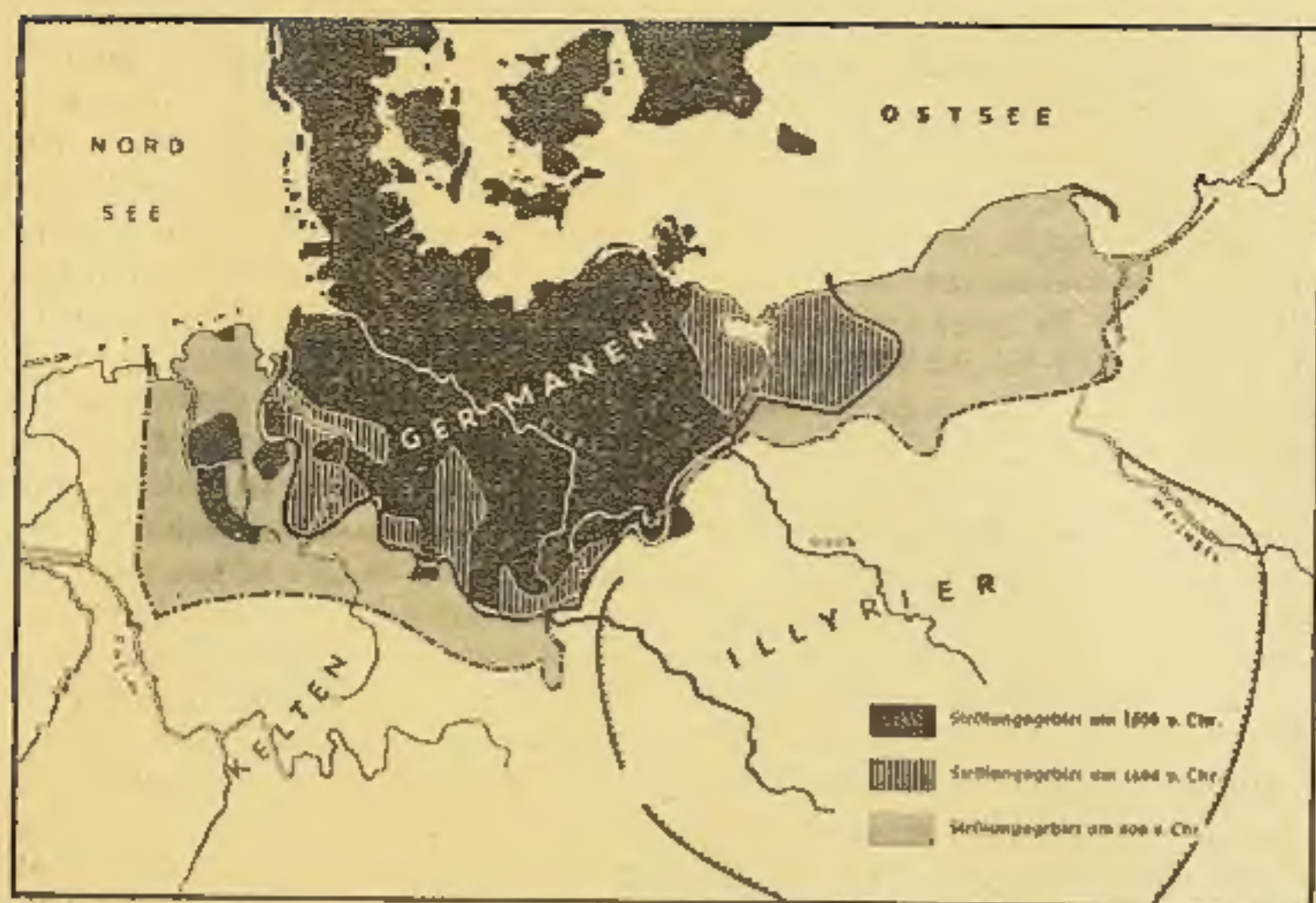
Ein einheitliches Volk bilden sie nun am Anfang der Bronzezeit, das zeigt ihre Kultur, Kunst und Bestattungsweise, das würde auch ihre Sprache zeigen, wenn sie erhalten wäre. Diese spaltet sich wohl erst gegen Ende der Bronzezeit in verschiedene Dialektformen, als die einzelnen Teile des Volkes sich weiter ausdehnen. Ihr Heimatgebiet umfaßt Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein und die angrenzenden Striche der deutschen Nord- und Ostseeküste, Mecklenburg und die Gegenden an der mittleren und unteren Elbe. Ihre Nachbarn im Süden und Westen sind die Kelten, im Osten die Illyrier, die Träger der sogenannten Lausitzer Kultur mit ihren schönen Budeleurnen.³⁾

In ihrem Heimatgebiet sitzen die Altgermanen viele Jahrhunderte beinahe unverändert. Unschwer ist durch die Wanderung am Ende der Steinzeit die Bevölkerung recht dünn geworden,

¹⁾ Vgl. Karte.

²⁾ Siehe „Schulungsbrief“ 3/1955.

³⁾ Siehe Karte.



so daß sie im eigenen Raume Platz genug hat. Günstig für das Gebiet an der Nord- und Ostsee ist das warme, trockenere Klima, das hier weitgehenden Ackerbau gestattet. Die Vermehrung der Bevölkerung wird nun wohl durch stärkere Bewirtschaftung des Bodens ausgeglichen haben. Erst spät dehnen sich die Stämme über ihre Grenzen aus. In Deutschland erreichen die Westgermanen etwa um das Jahr 1000 die mitteldeutsche Gebirgsschwelle und überdrehen im Osten die untere Oder. Nach dieser Landnahme setzt eine längere Ruhepause ein. Das neue Land muß gesichert werden, die Eroberer richten sich auf dem gewonnenen Boden ein. Dann aber — etwa gegen das 8. Jahrhundert v. Chr. — holen, von Skandinavien kommend, die Ostgermanen weit aus, und die nächste Zeit ist erfüllt von Kampf und Krieg. Ein ständiges Vorwärtstreben und -schieben beginnt, eine unruhige Hast, die mit der vorübergehenden Entwicklung kaum in Einklang zu bringen ist. Nur besondere Gründe können diesen ziellosen, gewalttätigen Ausbreitungsdrang der Germanen erklären. Spätere Stammesagen verweisen auf große Katastrophen, die über die Vorfahren herein-gebrochen seien. Sie erzählen von Missernten und schlechten Zeiten, von Übervölkerung, die die

Stämme zum Auswandern gezwungen hätten. Ja, die eine berichtet geradezu von einem grausamen König Schnee, unter dessen Herrschaft diese furchtbaren Ereignisse eingetroffen seien. Auch hier hat die Wissenschaft die Richtigkeit dieser alten Erinnerungen nur bestätigen können. Aus Untersuchungen in den schwedischen Mooren ist festgestellt, daß auf eine warme Zeit eine kältere, niederschlagsreichere gefolgt sein muß. Baum- und Pflanzenwuchs verändern sich grundlegend. Zur Bronzezeit war in Skandinavien die Baumgrenze 500 Meter höher als heute. Dann tritt die Klimaverschlechterung ein. Kiefer, Fichte und Buche rücken um drei Breitengrade weiter nach Süden zurück. Der bisher übliche Bau des Weizens hört in Schweden sowie in Finnland auf, selbst die Hirse, die früher weit nach dem Norden hineinreicht, kann nur noch an der Südspitze Schwedens angebaut werden. Unter der Feuchtigkeit und den schneereicheren Wintern leidet das Wild und damit die Jagd. Daher die Hungersnöte, von denen die Sagen erzählen, daher aber erbitterte Kämpfe mit den Nachbarn. Schließlich bleibt nur Auswanderung übrig, und so erleben wir jetzt wieder die großen Züge wie damals in der Steinzeit. Nach allen Richtungen suchen sich die Germanen auszubreiten, aber ihre

Stachbarn sind auf der Hut, es ist nicht möglich, sie einfach zu überrennen. Auch Kelt en und S l l h r i e r haben ja starke Anteile nordischen Blutes, selbst wenn sie sich mit der Verbbevölkerung gemischt haben. Schließlich liegt doch das reinere, edlere Blut, die Hochzuchtung nordisch-germanischer Art. Aber erbittert ist der Kampf! Er dauert ununterbrochen bis in die geschichtliche Zeit der Völkerverwanderung. Jetzt werden die Germanen zu dem Volk der Kämpfer und Krieger, wie sie uns aus den Heldenliedern des Mittelalters in Erinnerung stehen, wie sie zum Teil die Römer beschreiben. Trogige Wildheit wird ihnen in den langdauernden Kriegen eigen. Aber noch in der Völkerverwanderung zeigen sie soviel Spuren edelster, reinsten Gesinnung, daß die Römer aus dem Staunen über die Charakterhaltung der „Barbaren“ gar nicht herauskommen.

Nach in der Bronzezeit dehnen sich die Germanen nach dem Westen aus, um 500 bereits erreichen sie den R h e i n, bald gehen sie über den Fluß ins heutige Belgien. Im Osten ziehen sie zur W e i d e l bis tief nach D a n n e m a r k. Aber im Süden hält die eiserne Wand, die die Kelten bilden.

Die Verfkunst der Germanen

„Die Bronzezeit ist die tausendjährige goldene Zeit des Germanentums. Welchen nicht nur, weil die Germanen damals durch ihren Verneinhandel viel Gold besaßen, das sie ebenso wie die Bronze zu herrlichen Werken zu verarbeiten wußten, sondern auch, weil ihre Kultur in dieser Zeit den Eindruck großer Ruhe, Geschlossenheit und Selbstsicherheit macht. Diese erste Blütezeit germanischer Kultur ist für alles spätere Germanische innerlich bestimmend geblieben, und man kann es nicht verstehen, ohne einbringliche Kenntnis der Bronzezeit.“ (Wolfgang Schuch.) In der Bronzezeit entwickeln die Germanen die herrlichen Formen ihrer orteigenen Verfkunst, an die in den Grundlinien immer wieder alle germanisch betonte Kunst anknüpft. Sie schaffen eine häuerliche, lebensverbundene Religion mit reichem Brauchtum, das sich zum Teil bis heute erhalten hat. Um zum B r o n z e g u ß zu gelangen, hat es langer einsehender Versuch bedurft. Kupfer schmilzt nämlich erst bei

etwa 1000 Grad. So hohe Wärmegrade hat der Mensch der Bronzezeit noch nicht zu erzeugen vermocht. Hätte er es gekonnt, so hätte er bereits damals das Eisen verwenden können, dessen Schmelzpunkt bei ungefähr 1500 Grad beginnt. Da aber Kupfer in der Natur meist mit Schwefel verbunden vorkommt und Schwefel sehr hohe Hitzegrade erzeugt, gestaltet sich die Verhüttung der Kupfererze am Ende verhältnismäßig einfach. Man mischt Erztrümmer mit Holzkohle in einem Haufen übereinander und läßt diesen Haufen langsam abbrennen. Wichtig ist es, daß scharfer Luftzug die Kesselmasse immer wieder ansacht. Später hat man schon kleine H o d ö f e n aus Bruchsteinen errichtet und sie mit einem festen Lehm-mantel umkleidet.^{*)} Der Ofen wird mit Holzkohle angefüllt, auf die Holzkohle ein Tontiegel mit Metall gestellt, so daß er beim Durchbrennen der Holzkohle langsam auf den Boden sinkt. Durch einen Maiebalg wird Luft zugeführt. Der Tiegel wird schließlich, wenn der Schmelzprozeß beendet ist, aus einer Öffnung am Boden des Ofens herausgezogen.

Um das Kupfer zu härten, hat der vorgeschichtliche Schmied ihm verschiedene Zusätze gegeben. Am meisten hat sich dazu Z i n n geeignet. Zinn hat den Vorteil, daß es bereits bei 235 Grad schmilzt, andererseits dem Kupfer eine erstaunliche Härte verleiht. Verhältnismäßig bald hat man die „Malsche“ Mischung herausbekommen, einen Teil Zinn zu neun Teilen Kupfer. Gefunden kann man den Bronzeuß nur haben in einem Lande, das Kupfer und Zinn in gleicher Weise besitzt. Solche Länder sind bei uns in Europa S p a n i e n und E n g l a n d. So gilt auch im allgemeinen Spanien als das Ursprungsland der Kupferbronze.

Germanien indes betreibt den Bronzeuß selbständig. Das erkennen wir vor allem an der Fülle von B u ß f o r m e n, die sich im germanischen Boden erhalten haben. Sogar richtige G i e ß e r e i w e r k s t ä t t e n haben sich feststellen lassen, die neben Handwerkszeug viel Altmaterial und Gussüberreste zeigen. Sicher hat es damals schon einen richtigen Handwerksstand gegeben, vielleicht sogar reisende Handwerksmeister. So ist in Pommern eine Art M u s e r l o f f e r eines bronzezeitlichen Hiehers gefunden worden. Ein Eisenstamm ist geteilt und

^{*)} Vgl. Abbildung auf der Rückseite des Umschlages.

ausgehoblt, Einschnitte haben wohl für das Durchziehen zusammenhaltender Riemen gedient, die Geräte, die im Koffer selbst liegen, sind wahrhaftig Mutterstücke, nach denen man beim Handler Schwertklingen, Arte, Spongen usw. aus der Werkstätte anfordern konnte. Wir wissen auch aus der späteren Zeit, daß sogar Adelsbauern über ausgeübte technische Kenntnisse verfügten, daß ihre Schmiedegeräte weithin berühmt waren.

Das **G u ß v e r f a h r e n** war ähnlich dem heutigen. Die Formen bestehen häufig aus Stein. Oft hat man in feuchtem Sand einfach eine Form eingedrückt und sie ausgegossen. Daneben aber wird auch schon „die verlorene Form“ verwendet. Bei ihr stellt der Gießer zunächst ein Wachsmodell her, das schon alle Verzierungen und Feinheiten des zu gießenden Gegenstandes besitzt. Dieses Modell wird dann mit einem Lehm mantle umschlossen. Beim Brennen des Mantels schmilzt das Wachs aus. Durch das Gießloch wird darauf die flüssige Erzmasse eingegossen, nach dem Erkalten die Form zer schlagen, sie ist nun „verloren“. Um Metallteile miteinander zu verbinden, gebraucht der Schmied schon damals noch heute gebräuchliche Mittel. Er kann nieten und folien. Er versteht es aber auch in einem Verfahren, das uns heute nicht mehr gelohnt, ohne Niete die einzelnen Teile zu fügen, wie schon aus

Nicht lange dauert es, da f ü h r t der germanische Künstler auf dem Gebiete des Bronze g u ß e s. Die germanischen Waren werden weithin exportiert. So finden wir Schwerter, wie sie nur die Germanen schafften, in dem Grabe eines altägyptischen Königs um 1200, lange also, bevor Rom und Athen, die Mittelpunkt der Welt des Altertums, von sich reden machen. Die altgermanischen Bronzen gehören zu den schönsten, die die gesamte Bronzezeit hervorgebracht hat. Mögen wir die bronzzeitliche Metallindustrie Süddeutschlands und der Schweiz oder Frankreichs und Englands, oder Ostdeutschlands und Ungarns oder Österreichs und selbst Italiens unterladen, keine dieser Industrien kann an die nordisch germanischen Erzeugnisse herantreten, bei denen wir eine klassisch schöne Formengebung antreffen und eine Kunst der Verzierung, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgedacht feinen Schmuck die schönsten Wirkungen erzielt, reich

ausgebildet am Schmuck der Frau, spärlicher verwendet bei den Waffen des Mannes.“ (B. Kossinna)

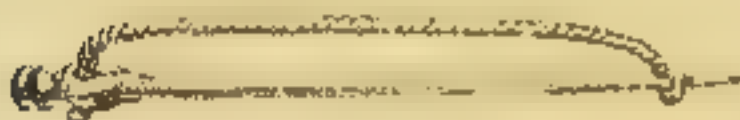
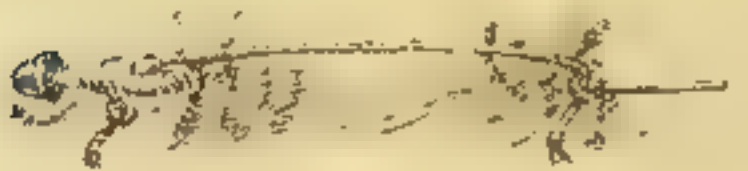
Ganz allmählich entwickeln die Germanen die feinzertlichen Vorbilder zu der dem neuen Werkstoff angemessenen Gestalt. Anfangs wird bei dem **B e i l** der Beilkörper in den Schaft eingereiht und festgehalten. Da es aber durch die Kunst, durch mealtisch wird, Hohlformen auszugießen, entsteht allmählich das **Tüllenbeil**, bei dem das kunstformig gebogene Ende des Schaftes in der hohlen Tülle steckt.⁵⁾ Auch die Entwicklung des **S c h w e r t e s** geht von dem Steindolch aus. Da man in Stein die Klinge nur bis zu einer bestimmten Länge hat ausdehnen können, ist man in der Steinzeit über die Dolchform nie hinausgekommen. Auch in der Bronzezeit hat man ursprünglich nur kurze Dolchklingen gegossen, bei denen der Griff erst angegriffet werden mußte. Im Laufe der Zeit wird der Dolch immer mehr verlängert, bis sich aus ihm das Schwert gestaltet. Alle Schwerter dienen in der Bronzezeit nur zum Stechen. Ein Hiebschwert schafft erst die Eisenzeit. Die weitere Vervollkommenung dieser Waffe bezieht sich nun nur noch auf technische Kleinigkeiten, wie die verschiedene Ausgestaltung des Griffes oder der Knaufplatte, Länge und Breite der Klinge deren klassisch schöne Gestaltung der Handwerker im hohen Norden fast immer erreicht. Von Verzierungen bleibt die Klinge gemäß ihrer ersten Bestimmung meist frei. Nur so mehr aber sind Schwertgriffe und Knaufplatten ausgeschmückt, mit Gold plattiert und mit eingelagerten Edelsteinen oder Perlen auf wundervolle verziert. Zugute kommt die Gießtechnik auch der **L a n g e n s p i ß e**, die zur Aufnahme des Schaftes ebenfalls eine Tülle erhält.

Der **S c h m u c k** des Menschen ist wohl so alt wie der Mensch selbst. Fast reizt ihn das neue glänzende Metall und regt zu mannigfaltiger Formung an. Schmuckdoien und Gürtelplatten gewinnen große Bedeutung. Die Schmuckdoien sind mit einem Deckel versehen und haben zwei Schlingen, durch die der Gürtel des Kleides gezogen ist. In ihnen hat die germanische Frau kleine Kostbarkeiten, die sie bei sich tragen wollte, aufbewahrt. Die **G ü r t e l s c h e i b e n** sind außerdem dünn gegossen und schwach gewölbt. Sie

⁵⁾ Vgl. Beilage

werden vorn am Bund getragen. Beide Schmuckstücke sind meist über und über mit sorgfältig gegliederten Spiralen in einer wundervollen Gleichförmigkeit verziert, die vielfach schwierige Arbeit mit Lineal und Zirkel auf dem „Reißbrett“ des Bronzezeitkünstlers voraussetzen.⁶⁾ Die Linien werden in zahllosen Einzelschlägen mittels eines Bronzemeißels getrieben, der von Zeit zu Zeit nachgeschärft werden muß. Dabei handelt aber der germanische Verzierungsweise nichts Konstruiertes an, sondern in lebendigem Flusse in ewigem Kreislauf fließt das Ornament den Gegenstand an.

Eine sehr eigenartige Entwicklung hat in der germanischen Bronzezeit die Nadel durchge-



macht. In der Steinzeit hat der Mensch, um irgendwelche Kleidungsstücke festzumachen, Knochennadeln benutzt. In der Bronzezeit spielen Hingewandnadeln aus Bronze eine große Rolle. Wieder hat hier der Germane schon früh einen wichtigen technischen Fortschritt geschaffen. Dem Kopf der Nadel gibt er ein Loch, durch dieses Loch steckt er einen Wollfaden und schlängelt diesen um das Ende der Nadel. Da Wollfäden sich sehr schnell abnutzen, wird bald an ihrer Stelle ein Bronze Draht verwendet. Damit entsteht die weiterförmige Nadel, die Urform unserer

⁶⁾ Siehe Bildbeilage

Sicherheitsnadel. Sehr bald wird der Bronze Draht an beiden Enden durch Aufwicklung des Drahtes in kleinen Spiralschleifen zu einem Schmuckgegenstand, aber ohne daß damit seine praktische Verwendbarkeit beeinträchtigt wäre.

Genau so vollendet wie die germanische Bronzezeit ist die Goldschmiedekunst. Wenn man später bei den römischen Schriftstellern von der Goldarmut der Germanen liest, wird man dagegen erstaunt sein, zu hören, daß sie zur Bronzezeit das goldreichste Volk Europas waren. Es gibt fast kein bronzezeitliches Frauengrab, in dem nicht mindestens ein goldener Spiralfingerring liegt. Darüber hinaus hat man im germanischen Gebiet große Goldschätze gefunden. Am bekanntesten ist der Schatz eines lebenden Goldschmiedes und Händlers, den dieser in der Nähe von Eberswalde bei Berlin vergraben hatte. In einem Topf lag neben Altmaterial, das der Händler offenbar aufgelaufen hatte, Gold in Form von gegossenen Barren oder sorgfältig aufgewickeltem Draht. Das Schönste waren aber acht fertige, mit Sonnensymbolen verzierte Schalen.⁷⁾ Diese acht Goldschalen sind von einer herrlichen Arbeit, ihre Wandungen dünn wie Papier. Deswegen ist es auch nicht möglich, sich vorzustellen, daß sie beim Trinkgelage etwa benutzt worden wären. Sie haben wahrscheinlich kultischen Zwecken gedient. Es ist der größte Goldfund des Nordens. Er hatte ein Gewicht von 2,56 Kilogramm. Auf Fünen, einer der dänischen Inseln, hat man beim Zerkleubern neun Goldgefäße mit großen, in Pferdeköpfen endenden Henkeln gefunden. Bei Boeslunde auf Seeland sind zwei ähuliche Schöpfgefäße, zwei Kessel und zwei Kupfervasen ausgegraben worden.⁸⁾ In Jütland hat man hundert zwölf Zentimeter lange ineinander geschachtelte goldene Schichten ausgegraben. Sie sind wohl den Göttern als Weihgaben niedergelegt. Tragen wir alle Goldfunde der Bronzezeit auf einer Karte ein, so zeigt sich, wie sie sich im germanischen Gebiet häufen, wir sehen aber auch, daß germanische Goldgeräte weit über das damalige germanische Gebiet hinaus ausgeführt werden. Das ist um so seltsamer, als das Gold auf germanischem Boden nicht gefunden sein kann. Es ist aus Irland und besonders aber aus

⁷⁾ Siehe Abbildungen.

⁸⁾ Siehe Bildbeilage.

Stedenburgen eingeführt. Erst später hat man es aus dem Rhein ausgewaschen. Um Gold zu erhalten, haben aber die Germanen irgendwelche andere Ware neben ihren Bronzegeräten austauschen müssen: Das waren wohl schon früh kostbare Felle, daneben aber auch Bernstein. Dieser spielt in allen Handelsbeziehungen des Nordens schon seit der Steinzeit eine große Rolle. Er ist in den Überresten Troas ebenso festgestellt wie in Ägypten. Das beweist, daß Bernstein außerordentlich beliebt gewesen sein muß. Man bezeichnet ihn in seinem hellen klaren Zustande geradezu als das Gold des Nordens. In der ersten Zeit stammt der Bernstein von der Nordsee, noch nicht von der Ostsee, die erst später und besonders heute das Hauptantriebsland geworden ist. Natürlich ist er damals noch nicht wie jetzt im germanischen Viehwirtschaft gewonnen, sondern an der Küste aufgesammelt worden. An Hand des Bernsteins ist es möglich, die Handelswege der Bronzezeit vom Norden nach dem Süden aufzuzeigen.

Zu den ältesten Straßen über die Alpen gehört schon damals die Verbindung über den Brennerpaß. Dort laufen von den Klusunterungen des Nordens her, über die Donau, die Handelswege zusammen. Vielfach decken sie sich dabei mit den Linien, die heute noch die internationalen Expresszüge benutzen. Im Westen bildet die Hauptverkehrsstraße das Rheintal, das durch den Sundgaa auf Ebné und Rhône fließt. Aber dieser Weg entwickelt sich erst am Ausgang der Bronzezeit, wir können vielleicht sagen, in dem Augenblick, in dem die Germanen den Rhein erreicht haben. Ungefähr zu dieser Zeit wird im Süden Frankreich als großes Handelszentrum die Stadt

Marseille gegründet. Die Bernsteinmengen, die auf diesen Wegen vom Norden nach dem Süden gelangt sind, müssen ganz beträchtlich gewesen sein. Sind doch in einem Fund in Schölen, den dort wohl ein Händler vergraben hatte, nicht weniger als vier Zentner Bernstein festgestellt. So ist es erklärlich, daß am Ende der Bronzezeit auch im germanischen Heimatgebiet der Bernsteinreichtum stark nachläßt. Am Ende der Bronzezeit haben die Germanen ihren Toten kaum noch Bernstein in die Gräber mitgeben können.

Haus und Hof

Auch in der Bronzezeit bleibt der Germane Bauer. Er baut die Getreidearten, die wir schon aus der Steinzeit kennen,²⁾ vor allem Weizen und Gerste. Hafer und Roggen verbreiten sich erst seit der Klimaveränderung gegen 800 v. Chr. Diese beiden Getreidearten haben später die Römer vom Norden kennengelernt. Unter den Felsbildern, die die Germanen in Tausenden, besonders an den Küsten Schwedens und Norwegens, in die von den eiszeitlichen Gletschern glattgeschliffenen Granitfelsen einmeißelten, sehen wir den Bauer mit seinem eisenbekannten Pflug. Wir können die verschiedenen Konstruktionen des Pfluges beobachten, die schon damals verwendet sind. Noch immer sind es Halenpflüge, wie in der Steinzeit, die aber nun schon nicht mehr den Boden nur oberflächlich rühen, sondern ihn wenden. Neben dem zweirädrigen Karren, den das Pferd zieht, erscheinen vierrädrige Lastwagen, auch sie bespannt mit Rindern und wohl zur Frachtarbeit verwendet.

²⁾ Siehe „Schulungsblätter“ 7 1935



Selbst Schweineherden zeigen uns diese Bilder, die der Bauer zur Weide in den Wald treibt.

Die *Dörfer* sind umgeben von Obhgarten; in ihnen wachsen zwei verschiedene Apfelsorten, aber auch Hüllensfrüchte, Möhren, Rüben, Mohr und Lauch. Eine große Bedeutung spielt die *Wiehzucht*. Milch, Käse, Brot, Gersten- und Haferbrei sind Hauptnahrungsmittel der damaligen Germanen gewesen. Als Getränk brauen sie eine Art *Bier*, wie es heute noch ähnlich in Norwegen ausgeschenkt wird. In einem Birkenrindeneimer aus einer Grube der älteren Bronzezeit hat sich der Bodensatz eines metartigen Getränkes aus Beeren, Weizen und Bienenhonig feststellen lassen. Wenn auch die Germanen alkoholische Getränke hergestellt haben, so ist das Märchen doch grundsätzlich von den Germanen, die auf der Varenhaut lagen und immer noch eintraufen. Niemals sind die Germanen ein Volk von Säufern gewesen, schon im Altertum gelten sie nicht als solche. Bier und Met werden nur getrunken bei den heiligen Festen und bei besonderen, verhältnismäßig seltenen Gelegenheiten. Ein Volk von Säufern hatte niemals die überragenden, teilweise von uns nicht wieder erreichten Kulturleistungen schaffen können. Ein Volk von Säufern besitzt aber auch nicht die kriegerische Kraft und militärische Tatkraft, die alle Nachbarn immer wieder zu ihrem Schrecken erfahren haben.

Germanische Wohnhäuser der Bronzezeit sind bisher nur wenig bekannt. Immerhin wissen wir aus den bisherigen Funden, daß das älteste germanische Haus eine Fortentwicklung des indogermanischen Stielenhauses darstellt.¹⁰⁾ Es ist ein großer rechteckiger, hölzerner *Giebelbau* mit ein, zwei, manchmal auch drei *Naumen*, meist auch mit einer offenen Vorhalle. Zugleich bildet dieses germanische Haus die Vorstufe des niedersächsischen Hauses. Eine umfangreiche Siedlung ist kurz vor dem Kriege in Buch bei Berlin an der Grenze des altnordischen Gebietes fast vollständig ausgegraben worden. Mehr als hundert Hausgrundrisse haben sich dabei feststellen lassen. Da aber das Dorf anscheinend mehrfach abgebrannt ist und auf dem alten Grund sich neue Häuser erhoben haben, ist es schwer gewesen, Einzelheiten festzustellen. Nur an einer Stelle tritt eine große Halle mit

acht Nebengebäuden deutlich hervor. Erst vor kurzem ist in der Prignitz im Innern des germanischen Gebietes ein bronzezeitliches Dorf mit mehreren Hausgrundrissen freigelegt worden. Es hat in der Mitte einen freien Platz. Die in den einzelnen Häusern gemachten Funde verraten manches über die Tätigkeit ihrer Bewohner. So lagen beispielsweise in einem Haus *Spinn- und Webgeräte*. Vielleicht war dies eine *Spinnstube*.

Das Innere eines germanischen Hauses zur Bronzezeit ist recht wohlhabend gewesen. Aus Gräbern sind uns feingeldwerte und reichverzierte *belegte Klappstühle mit Lederlinen*, *belegte hölzerne Tassen mit Brandmalerei*¹¹⁾ und *Mustern aus Silberglänzenden Zinnägeln*, auch *Schachteln*, *Horstlöffel* und dergleichen.

Ähnlich wie im Innern des keltischen Hauses wird es auch im germanischen ausgesehen haben. An einem Halsen der große Bronzekeßel über dem Herdfeuer, in den Ecken stehen bebaute breite Betten, die Wand entlang läuft eine Bankreihe, vor ihr erhebt sich der schwere Tisch. Sonst zeigt die Inneneinrichtung in keiner Weise das Aussehen einer unbewohnten Hütte, wir finden in ihr nichts von dem einfachen Lagerplatz, wie wir es uns früher wohl manchmal vorgestellt haben, keinerlei Auklange an die Wohnungsweise unentwickelter „Barbaren“ sind vorhanden.

Auch das Leben und Treiben im Dorf hat sich wohl kaum von dem unterschieden, wie wir es aus bäuerlichen Verhältnissen noch kurz vor dem Einbruch der modernen Zivilisation kennen. Auf der Dorfstraße tummeln sich die Kinder, der Bauer fährt mit seinem Ackergerät aufs Feld, zur Erntezeit bringen die vollbeladenen Wagen die Frucht des Feldes in die neben den Häusern stehenden Scheunen. Alles, was der Bauer braucht, hat er im wesentlichen im eigenen Betriebe hergestellt. Es ist möglich, daß jedes größere Dorf seine eigene Gießwerkstatt für den Bronzeausbeissen hat, die von den einzelnen Bewohnern im Ort gemeinsam benutzt wird. Wir müssen ja immer daran denken, daß selbst der bäuerliche Betrieb den Menschen bei weitem nicht derart beansprucht, wie das jetzt der Fall ist. Man nimmt nicht mehr Acker unter den Pflug, als man für den eigenen Bedarf braucht. Infolgedessen gibt es

¹⁰⁾ Siehe „Schulungsbrief“ 3, 1935.

¹¹⁾ Siehe Abbildung.

neben den Zeiten, die die Landarbeit beansprucht, lange, ausgedehnte Ruhepausen, die der Germane für Sport und Spiel, für die Jagd und die Vorbereitung zum Kampf ausnützt.

Sport und Kampf

Aus der geschichtlichen Zeit wissen wir, daß die Germanen in allen Leibesübungen Außerordentliches geleistet haben. Schon die Römer haben unsere Vorfahren als die *scythici et celtici* gepriesen. Es erscheint sicher, daß sie diese Fertigkeit bereits in der Bronzezeit besaßen haben. Aus grauer Vorzeit berichtet uns die *Edda* davon. Selbst die Götter üben sich nach dem Glauben der Germanen im Lauf. Große Leistungen im Sprung werden uns ebenfalls aus der späteren Zeit berichtet. Im idnereichen Norden kennt man das Laufen auf *Schlittschuhen* und *Schneeschuhen*. Noch heute besuchen die Isländer als Schlittschuher Knochen, die sie unter die Schuhe binden. Überall, wo Wasser in der Nähe war, werden unsere Vorfahren auch die *Schwimmkunst* gepflegt haben. In Norwegen und Schweden wenigstens ist jeder mit ihr vertraut. *Tacitus* und *Cæsar* erzählen uns, daß die Germanen fast täglich gebadet hätten, teilweise sogar im Winter in den halbverfrorenen Flüssen. Im Kampf schwebten manchmal ganze Stämme in voller Rüstung über die Ströme. Immer aber hat der Germane Schwimmen und Tauchen unter dem Gesichtspunkt des Kampfes betrieben. Gibt es doch nichts, was Mut und Ausdauer in gleicher Weise fordert wie diese beiden Übungen. Der Kampf im Wasser geht leicht auf Leben und Tod, aus dem Spiel wird bisweilen blutiger Ernst. Schwimmen aber lernen nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen. Außerordentlich beliebt ist der Ringkampf, der geradezu als Vorstufe für den Krieg gewertet wird, endet er doch bisweilen mit dem Tod oder schwerer Verletzung des einen Partners. Uralte ist der *Schwerttanz*, der bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wird. Bei ihm müssen die Teilnehmer einzeln oder in Paaren sich durch die aufgestellten Schwerter in knifflvollen Verwicklungen durchbewegen. Jeder Fehltritt führt dabei zu schweren Verwundungen. Diese Übungen dienen in erster Linie der Vorbereitung zum Kampf, sie verfolgen aber daneben

auch den besonderen Zweck, die Masse stark und hoch zu halten. Wir haben ja erst heute wieder gelernt, daß es kein besseres Mittel gibt, den Menschen auf „Herz und Nieren“, das heißt in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit, zu prüfen, als solche sportliche Betätigung. Daneben aber verlangt sie stärkste Ausbildung aller charakterlichen Eigenschaften, wie Mut, Tapferkeit, Ausdauer. Hat doch der Germane nur in der vollen Vereinnahmung körperlicher, geistiger und charakterlicher Eigenschaften sein Ideal gesehen.

Auch die Pferde werden sportlichen Prüfungen unterworfen. Sehr beliebt ist nach den bronzezeitlichen Felsbildern das *Wagenrennen*. Manchmal sind ganze Reihen pferdebespannter, leichter, zweiradrieger Rennwagen abgebildet. Alles spricht dafür, daß der Rennwagen wie auch die Sitte des Wagenrennens sich von den Germanen aus über Europa ausgebreitet hat.¹²⁾ Rennbahnen sind in Deutschland mehrfach erhalten geblieben, vielfach liegen sie in der Nähe von heiligen Stätten.

Den Kampf führt der Germane, wie noch seine Vorfahren, die Indogermanen, gern als *Zweikampf*. Zweikämpfe entzweiten häufig das Schicksal ganzer Heere und damit der Völker. So findet auch der Kampf zwischen *Hildebrand* und seinem Sohn *Habubrand* mitten zwischen ihren Heeren statt. Zweikämpfe zu Fuß, mit der Lanze oder Art, in späterer Zeit zu Pferd mit Schild und Schwert sind infolgedessen auch häufig auf den germanischen Felsbildern dargestellt.¹³⁾ Die Stärke germanischer Kriegsführung liegt im Angriff. Verteidigungswaffen werden nur selten geführt. Der *Hel* in findet sich erst ganz spät, die kleinen *Schilder* aus *Woh*, niemals aus Metall, dienen mehr zum Auffangen der Pfeile als zur Deckung des ganzen Körpers. Nur im Angriff entwickelt sich die volle germanische Kampfesfreude. Noch im Weltkrieg war ja der Angriff deutscher Truppen fast immer unüberwindlich. Der deutsche Krieger hat immer als der beste der Welt gegolten. Die liebste Waffe des Germanen ist das Schwert. Aus der germanischen Vorzeit ist uns überliefert, daß besonders gute Schwerter eigene Namen getragen haben, wie etwa *Siegfrids Schwert* „*Walun*“. So folgt

¹²⁾ Siehe Bildbeilage.

¹³⁾ Siehe Abbildung.

auch das Schwert seinem Träger in das Grab nach. In jedem Männergrab der Bronzezeit findet es sich.

Schiffahrt

Schon früh wird der Germane mit dem Seewesen vertraut. Das älteste Boot, das er geschnitten hat, ist der Einbaum, ein großer ausgehöhlter Eichenstamm. Die Fortbewegung geschieht mit einer Art von Paddel. Die Schiffe, die auf den Felsbildern gezeichnet sind, haben aber schon eine wesentlich vollkommene Bauart.¹⁴⁾ Wir können auf ihnen den Kiel erkennen, von ihm ragen die Spanten auf. Sie werden wohl ursprünglich mit Fellen oder Baumrinden bespannt. Doch finden sich schon zur Bronzezeit riesige Pflanzenboote. Die Felsbilder zeigen, daß die Bordwände oft reich mit Mustern bemalt waren. Nur bei kleinen Schiffen gehen Kiel und Steven ineinander über, wie dies bei den späteren Wikingerbooten üblich ist, bei großen Kriegsschiffen endet der Kiel in einem Kammsporn. Aber der Steven läuft schon in Spiralen oder Tierkopfen aus. Auf den Fels-

bildern sind ganze Geschwader in einer Reihe dargestellt, ihnen fahren größere Führerschiffe voraus. Die Beladung muß recht zahlreich gewesen sein. Wissen wir doch aus der geschichtlichen Zeit, daß die großen Langschiffe der Wikinger bis zu hundert Mann an Bord hatten. Schon zur Bronzezeit werden die Germanen führend in der europäischen Schiffahrt, und diese Stellung haben sie durch alle Jahrhunderte behalten. 500 Jahre vor Columbus haben Norweger bereits Amerika entdeckt. Wahrscheinlich aber haben schon viel früher germanische Seefahrer die Neue Welt betreten.

Die älteste Tracht

Da die Germanen, wie es noch heute auf dem Lande vielfach üblich ist, in ihrem Heiligtum beerdigt werden, ist es durch besonders glückliche Umstände möglich gewesen, auch etwas über die älteste germanische Tracht auszusagen. In den Baumfärgen Jütlands und Schleswig-Holsteins hat die Gerbiante der ausgehöhlten Eichenstämme, in denen die Toten lagen, unter dem luftdichten Abschluß der Grabkugel nicht nur



die Leichen selbst, in einzelnen Fällen sogar mit Haut und Haar, sondern auch das Tierfell, auf dem sie ruhen, und ihre ganze flechbarme Tracht, soweit sie aus Wolle bestanden hat, bewahrt.¹⁵⁾ Der Mann trägt auf dem Kopfe eine Mütze aus doppelter Wollwulstlage. Der Oberkörper ist in einen Rock eingeblickt, der von den Achselhöhlen bis an die Knie reicht und mit Lederriemen über den Schultern befestigt wird. Hosen hat man darunter nicht getragen. An einem Leder- oder gewebtem Quastengurtel hängen Schwert und Dolch in reichverzierter Holz- oder Lederheide. Auf der heubartige Rock aus feinerer Wolle in heller Farbe gearbeitet, so besteht der weite, umhangartige Mantel meist aus dunkler, grober, mit Hirschhaaren durchsetzter Wolle. An den Hüften hat der Mann weiche Wollbinden, darüber Schuhe, die ganz wie im Mittelalter aus einem Stück Leder geschnitten werden.

Die Kleidung der Frau¹⁶⁾ hat sich nicht wesentlich von der heutigen unterschieden. Sie

¹⁵⁾ Siehe Abbildung.

„Schulungsbrief“ 2. 1975.

¹⁶⁾ Siehe Plattendrucke

setzt sich zusammen aus einem Jackchen und einem faltentreichen Rock, der bis zu den Knöcheln geht. Dieser ist von einem kunstvoll gewebten Gürtel gehalten, der in schonen, farbigen Quasten endet. In der Mitte des Gürtels sitzt die große, runde, reichverzierte Fiertheibe.¹⁷⁾ Die Unterarme sind frei, Perlenbänder oder Armbrechen aus Bronze werden gern getragen. Den Hals schmückt häufig eine prächtige bronzene Krageplatte. Bezeichnend germanisch ist auch, daß nicht nur der Mann Waffen trägt, sondern daß auch die Frau regelmäßig einen kleinen Dolch bei sich führt, oft mit Horngriff und schon verzierter Knäufplatte. Dieser dient nicht zur Verteidigung, sondern als Abzeichen der freien Burde. Das Haar der Frau wird mit einem Hornkamm aufgesteckt und liegt in einem geflochtenen Haubchen, bisweilen findet man schon eine Art von Diadem aus dünnen gedrehten Bronzerollen. Allerdings gibt es in der Kleidung der Frau auch Unterschiede. So trägt ein junges Mädchen, dessen Grab 1927 im ehemals deutschen Kreise Hadersleben aufgedeckt wurde, einen Tubulopf. Der Rock dieses Mädchens ist sehr leicht

¹⁷⁾ Vgl. „Schulungsbrief“ 2. 1975





und reicht nur bis zu den Knien. Da im Grabe Sommerkleid unten gefunden worden sind, wäre es möglich, daß die Tracht im Sommer anders war als im Winter. Vielleicht war sie aber auch schon durch eine Art wechselnder Mode bestimmt. Neben der Weiltracht haben die bronzezeitlichen Germanen, was auch ohne Leinwandweberei, bedacht sich die pflanzliche Stoffart in den Baumstangen nicht erhalten, wohl aber finden sich an den Weberstücken manchmal auch Flachsfäden.

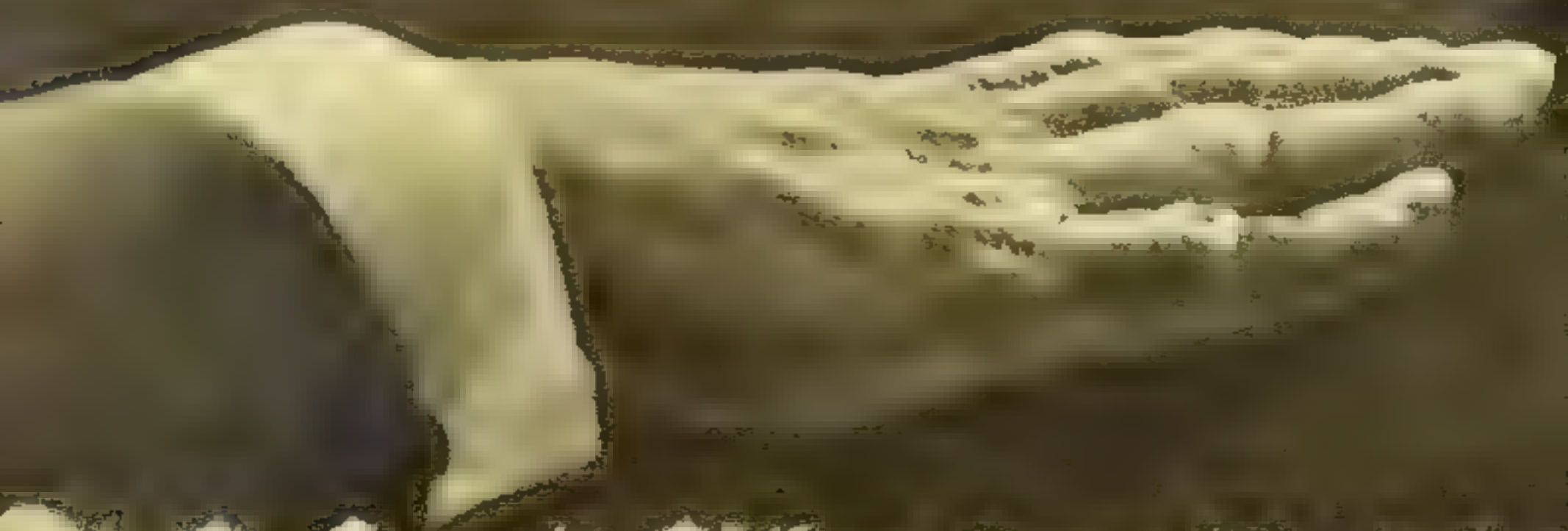
In all ihrer Schlichtheit und Zweckmäßigkeit zeigt die germanische Tracht der Bronzezeit einen hervorragenden Schönheits Sinn und eine sorgfältige Pflege des Äußeren. Diese hohe Kultur kommt auch in der germanischen Körperpflege zum Ausdruck. Das Haar des Mannes fällt lang bis auf die Schultern herab, der Bart ist abgerast. In jedem Männergrab liegen Rasiermesser und Haarpinzette, in Männer- wie Frauengräbern kommen Kamme und Toilettenset vor, die aus Nagelkreuzer, Ohrlöffel und Nagelstiele bestehen. Wo die Nagel noch erhalten sind, machen sie einen sorgfältig gepflegten Eindruck. Auch die Seife, die eine germanische Erfindung ist, stammt vielleicht schon aus der Bronzezeit. Viel später erst lernen die Völker des Südens ihre nützliche Anwendung.

Totenehre

Schon in der jüngeren Steinzeit zeichnet sich der Norde gegenüber seinen Nachbarvölkern durch Fürsorge und Verehrung des Toten aus. Gegen Ende dieser Periode beginnt allmählich bei den Schnurkeramikern bereits die Totenverbrennung. Sie dringt allerdings erst in der zweiten Hälfte der Bronzezeit durch und erfordert neue Bestattungsgebräuche. Sie hält sich bis zum Eintritt in die geschichtliche Zeit, d. h. bis zum Anfang der sogenannten Völkerwanderung. Da führen völkervermischende Einflüsse wieder zur Körperbestattung.

Solange man den Toten noch nicht verbrennt, bestattet man ihn meist im Hugelgrab.¹⁵⁾ Er ruht da auf dem flachen Boden, bisweilen in einer Steinlammer oder aber in einem Baumfarg, der erst wieder in einer Steinsackung liegt. Vielleicht haben die Germanen die konservierende Wirkung des Lehmbedens auf den Eichenfarg bereits gekannt und für ihre Toten ausgenutzt. Für Mann und Frau gelten immer die gleichen Totenehren, ein neuer Beweis für die hohe Achtung, die die Frau genoßen hat. Oft sind beide gemeinsam bestattet. Manchmal scheint dabei die Sitte durchzuschimmern, daß die Frau dem Mann im Tode nachfolgt. Wir erfahren aber nichts darüber, daß sie bei den Germanen, wie später bei den Indern, zum Tode gezwungen wird. Der Tote wird beerdigt, wie er im Schlaf gelegen hat: im Krum hält er das Schwert, bedeckt ist er mit seinem Mantel und darüber einer großen Rinderhaut. Die Totenverbrennung ist wohl mit bestimmten Seelenvorstellungen verbunden gewesen. Wahrscheinlich hat man geglaubt, daß die reinigende und befreiende Kraft des Feuers die Seele leichter und schneller von der Verbindung mit dem Körper löst. Ähnliche Gedanken äußert in der Wikingerzeit ein Skandinavier, der vor einem brennenden Scheiterhaufen sich mit dem Angehörigen eines Volkes unterhält, das die Toten beerdigt. „Ihr seid doch,“ sagt er da zu ihm, „ein dummes Volk. Ihr nehmt den Mann, der euch von allen der liebste und verehrteste ist und werft ihn in die Erde, wo ihn kriechende Tiere und Würmer fressen. Wir hingegen verbrennen ihn in einer kurzen Stunde, so daß er unmittelsbar und ohne langes Warten in das Jen-

¹⁵⁾ Siehe Abbildung (auch „Schulungsbrief“ 2 1935).



Diese Hand führt Das Reich!



Die Waffen
des germanischen Mannes
in der Bronzezeit
waren Schwert, Axt und Speer.
Den Dolch trug die Frau



Kein modernes Kunstgewerbe
sondern germanische Holzschalen
und Ledergürtel
aus der Bronzezeit



Hängeschale
und Gürtelzierring
der bronzezeitlichen Germanen



Der Sonnenwagen von Trundholm. Ein germanisches Kultgerät um 1600 v. Chr.



Meisterwerke
germanischer
Goldschmiedekunst
der Bronzezeit



Oben: Fund aus Eberswalde (Mark) Unten: Fund aus Boeslunde (Dänemark)

seits eingeht.“ Die Asche wird vielfach in Urnen beigeseht, aber auch da noch gibt man dem Toten Waffen und Schmuck, Speise und Trank mit. Seit der zweiten Hälfte der Bronzezeit finden wir überall im germanischen Gebiet große Urnenfelderfriedhöfe, in denen die Toten ohne Ansehen der Person nebeneinanderliegen. So äußert sich der Gedanke der Gleichheit aller Freien untereinander auch im Tode. Nur besonders große Führer finden in hervorragenden Grabanlagen ihre letzte Ruhe.

Zu der gewaltigsten, die auf deutschem Boden erhalten ist, gehört das *Königsgrab von Seddin* in der Prignitz. Bis in die Gegenwart hat sich die Erinnerung im Volke erhalten, daß in diesem Grabe der große „*König Hinn*“ beigeseht ist. Dort liegt er in einem dreifachen Sarge, dessen innerste Wandung aus Gold besteht. Auch seien seine Kleider und sein goldenes Schwert ihm beigegeben. Tatsächlich hat die Ausgrabung die Volkssage bestätigt. Der äußere Sarg ist eine aus großen Steinen gebaute Totenkammer, die innen weiß verputzt und mit weinroten Mustern bemalt war. Darinnen hat ein großes tonernes Gefäß gestanden, in ihm als innerster Sarg die Aschenurne des Königs, die zwar wie das gleichfalls gefundene Schwert nicht Gold, wohl aber doch goldbalanzende Bronze war. Der Eindruck, den das Königsgrab auf den Besucher macht, ist noch heute überwältigend. Der künstlich aufgetürmte Hügel hat eine Höhe von 8 Meter, die ganze Anlage einen Umfang von etwa 300 Schritt. Nicht weniger als 70 000 Kubikmeter Erde und Steine sind zusammengetragen, um den Hügel aufzuwickeln, eine Arbeitsleistung, zu der 150 Arbeiter ein ganzes Jahr gebraucht haben. Man weiß nicht, ob man die unermüdbliche Arbeitsfreude der treuen Anhänger dieses Bauernkönigs mehr bewundern soll, die so gewaltige Erdmengen herbeigekarrt haben, oder aber die Kunstfertigkeit der Erbauer, die uns ihren einfachen Mitteln dieses größte Denkmal des deutschen Nordens gebaut haben.

Bei *Kivik* in Südschweden hat man schon im 18. Jahrhundert das Grab eines Vornehmen aus der älteren Bronzezeit aufgedeckt, dessen steinerne Wandplatten Darstellungen der Feiertage enthalten, die bei dem Begräbnis stattgefunden haben. Da sehen wir Priester in langen Gewändern rechts und links neben einem Altar

stehen; wir sehen Bläser mit den eigenartigen Trompeten der Bronzezeit, den *Luren*, Wagenrennen und Evortslämpie, daneben aber sind auch allerlei heilige Zeichen dargestellt; die Sonne, der Mond, heilige Arte, Pferde und Schiffe. Man hat sich gedacht, daß der Tote zu Schiff ins Jenseits fahren werde. Dieser Glaube hat sich sehr lange gehalten. Bestattungen im Schiff haben noch im 9. Jahrhundert n. Chr. in Norwegen stattgefunden. Es ist der Glaube eines jenseitigen Volkes, der sich in dieser Form der Bestattung äußert. Noch in der spätaermanischen Sage fährt *Walbur* auf einem brennenden Schiffe ins Jenseits.

Kunst und Musik

Die bronzezeitlichen Germanen haben auch schon einen ausgeprägten Gottesdienst besessen. Davon zeugen die *Luren* und die goldenen Wessale, deren Henkel in Pferdelöpfe auslaufen, die großen heiligen Arte und Speere und die wundervoll durchbrochenen Hängelkronen mit Sonnen- darstellung. Bei Festen werden Götterwagen im Zuge aufgeführt. Eine kleine Abbildung eines solchen Wagens aus der älteren Bronzezeit hat sich bei *Trundholm* in Dänemark gefunden. Auf sechs Rädern steht eine prächtig silberne, goldplattierte Scheibe und das Pferd,¹⁹⁾ übrigens der älteste Bronzeholschiff, den wir kennen.

Vielleicht steht mit der reicheren Ausgestaltung des Gottesdienstes auch der Aufschwung in der *Lauf der Instrumente* in Verbindung, den die Bronzezeit zeigt. Die *Luren* sind riesige Blashörner von 1½ bis 2 Meter Länge.²⁰⁾ Sie sind nicht aus Blech gehämmert wie die heutigen Trompeten, sondern die einzelnen Rohrstücke werden aus Bronze mit dünnster Wandung gegossen und in einer heute unerreichten Technik zusammengezwängt. Von ihnen sind bisher 53 Stück gefunden, und zwar meist in Paaren, so daß zwei immer zusammengehören. Sie sind teilweise so tadellos erhalten, daß bis vor kurzem in Kopenhagen alljährlich mit ihnen das Neujahr eingekläut wurde. Je zwei Instrumente passen im allgemeinen musikalisch genau zusammen. Ihre Klangfarbe bewegt sich zwischen

¹⁹⁾ Siehe Bildbeilage.

²⁰⁾ Vgl. „Schulungsbeilage“ 3, 1935.



Waldborn und Tenorposaune. Zweiundzwanzig Töne, über drei Oktaven verteilt, lassen sich diesen ehrwürdigen Instrumenten entlocken. Ihr Gebrauch ergab schon für die Bronzezeit eine Art mehrstimmiger harmonischer Musik: „Selbst die heutige Zeit und unter in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohlklang des Tons zu verbinden imstande ist.

Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklänges als Naturton aus diesen Geräte vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der älteren Bronzezeit jene *Vielstimmigkeit* besaßen, die im schroffsten Gegensatz steht zur monotonen Einstimmigkeit der alten subeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne europäische Musik beherrscht wird.“ (H. Kohnen.)

Geist und Seele

Wen schwerer als die äußere Kultur unserer Ahnen gelingt es, ihre innere Seelenhaltung zu erkennen. Kein Bericht leuchtet in diese frühe Zeit hinein, von ihr künden kein Gesang, kein frommes Lied. Wohl ist es sicher, daß auch den Lippen unserer Vorfahren, wenn sie vor der Gottheit standen, Worte ehrfurchtsvoller Ergebung entströmten, Worte, die das Unausprechbare gestalteten und sich zum Lied formten. Aber nichts ist uns davon erhalten. Selbst wenn die Germanen bereits in der Bronzezeit Schriftzeichen gekannt haben sollten, so sind sie doch lange ohne Sinn für den Wert schriftlicher Festlegung geblieben. Sogar die Runensteine aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. berichten trotz ihrer überreichlichen Anzahl in dieser Richtung fast nur Belanglosigkeiten.

Um so mehr Bedeutung scheinen auch da wieder die festschwebenden Felszeichnungen zu gewinnen. Sind sie doch geradezu überfüllt von religiösen Symbolen, wie Sonnenrädern, Hakenkreuzen und dergleichen. Aber auch schon die Gottheit scheinen sie anzudeuten: Figuren mit dem Sonnenrad oder der Sonnenspirale, in der Hand die Doppelart, die im östlichen Mittelmeer als Zeichen des Mithras verehrt wird. Ausdehnend stellen die Felszeichnungen in ihrer unbeholfenen Form sinnbildlich eine Art religiösen Schauspiels dar, in das auch die Gottheit handlungsgreifend eingreift, wie wir ähnliches aus Griechenland kennen. Vielleicht aber finden sie auch kultische Vorgänge, bei denen das Sonnenrad feierlich vorangetragen wird, oder zauberhafte Handlungen wiederzugeben, die die Fruchtbarkeit des Aders erhöhen oder den Erfolg irgendwelcher Unternehmungen, Seefahrten, Kriegszüge usw. gewährleisten sollen. Mehrfach ist eine Gotterbreiung zu erkennen: Der Sonnengott mit dem Radkreuz, zuweilen

auch den Blizhammer, auf dem Kopfe Wodas hörner, neben ihm sein einarmiger Begleiter, alle beide manchmal übertraut von dem Gott mit den großen flammenden Händen, dem Exeer oder dem Pferd. Dieser erinnert mit seinen Wahrzeichen an den späteren Odin (Wodan), mit dem Pferd Sleipnir, dem Gott der Morgenröte, des Morgenwindes, dem wilden Jäger der Sage. Blizgott ist Donar, dessen Wagen zwei Böcke ziehen, der Einarmige wohl der Mondgott (Tyr, Tiu, Ziu), dem der Fenziswolf den rechten Arm abgebeissen hat — die altgermanische Erklärung für die Mondfinsternis. Daneben kommen Gottweihen auch allein vor, so weicht der Blizgott zwei Eheleute. Häufig sehen wir das Zwillingpaar der Alfen, die dem Germanen den Jahreswechsel ver-
torren

Wohl liegen noch in dem Brauchtum der Gegenwart verwandte Züge an, trotzdem widerstrebt es uns, in den Belarizmanen mit ihrer phantastischen Auffassung, ihrer Neigung zum Zauberhaften, die Glaubenswelt unserer Väter zu sehen. Sie scheinen in vollem Gegenstoß zu stehen zu der ruhigen, ausgeglichenen Wesensart der Germanen. Fast nichts scheint ihnen auf sübgermanischem Gebiet zu entsprechen. Ausdrücklich hebt Tacitus hervor, die Germanen hätten keine Gotterbilder besessen, aber „in iis M a m e n d a s S e c r e t i s v o l l e d e n a n n t, d a s s i e n u r i n E h r f u r c h t s c h a u e n“. Deutlich spürt man, wie der Römer für die Verehrung der unsichtbaren Gottesmacht kein Verständnis empfindet. Er halt sich an die Namen, er ist froh, daß er sie an einer anderen Stelle seines Buches mit römischen Verennungen umschreiben kann. Tatsächlich aber finden wir in den isländischen Bauerngeschichten nichts von einer Vielgötterei. Jeder Gläubige steht in einem vertrauensvollen Verhältnis nur zu einem Gott, den er „um gutes Erntefahr und Frieden“ bittet. Man gewinnt den Eindruck, daß der Name der Gottheit, an den sich der einzelne wendet, ganz unwesentlich ist und höchstens wechselt, nach der besonderen Seite, die man bei der Gottheit sucht. Wohl sind die Erscheinungsformen dieses e i n e n Gottes vielfältig, d. h. man personifiziert nur ihr Schalten und Walten, und nennt nun dieses mit Namen wie Thor, Wodan, Tyr usw. Ähnlich sprechen wir ja auch noch heute bei einem Sturm auf See vom „blanken Hans“ und bei

einem aufziehenden Gewitter vom „schwarzen Mann“. Man stellte nicht die Gottheit selbst, sondern eben nur diese ihre Tätigkeiten dar. Wie aber ist es so, daß der Gläubige die Wahl hatte, diesen oder jenen Gott anzurufen oder, wenn er sich aus irgendwelchen Gründen von seinem „Freund“ abkehrt, er sich nun einen anderen suchen konnte. In solchem Fall bleibt er gottlos genau wie bei uns heute. Da wir aber wissen, daß auch schon die Indogermanen wohl nur den einen Himmelsgott verehrt haben,²¹⁾ können wir nicht recht glauben, daß ihre Nachkommen in der Bronzezeit Vielgötterei treiben, um später wieder zu einer Art Eingottglauben zurückzukehren. Auch für sie müssen wir die reine und erhabene Auffassung vom Überirdischen annehmen, wie sie uns aus dem gesamten germanischen Altertum aufleuchtet. Sie bildet aber auch geradezu die Voraussetzung, ohne die das Christentum bei den germanischen Völkern niemals hatte Fuß fassen können. Neue Forscher scheinen aber Vorstellungen zu gestalten, die den vollenbetonen der Germanen nur zum Teil entsprechen. Vielleicht haben wir in ihnen eine germanisierte Bevölkerung zu sehen, die ihre früheren Anschauungen in die Glaubenswelt der Germanen mitingebracht hat



Ein großartiges Bild von der Höhe der Kultur der Germanen hat sich vor unseren Augen entrollt. Wohl sind viele Einzelzüge unklar, besonders was die Geistes- und Seelenhaltung anbetrifft — aber was wir kennengelernt haben, zeigt ihre gewaltige Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten. Überall werden sie schnell führend und schaffen eine Hochblüte der Kultur, zu einer Zeit, als von Griechen und Römern noch nichts bekannt ist. Wenig erfahren wir von Kampf und Krieg aus der Bronzezeit, aber daß unsere Vorfahren die von den Vätern ererbte wehrhafte und kampfesrohe Gesinnung sich bewahrt haben, lehren die Gräber, in denen jeder mit seinen Waffen beigesetzt wird. Das erweist aber vor allem die nachfolgende Periode, die Eisenzeit, in der alle Nachkarn den Heldenmut und die militärische Kraft der Germanen am eigenen Leibe erfahren.

²¹⁾ vgl. „Schulungsbrief“ 5/1974

Was jeder Deutsche wissen muß

Die Deutsche Arbeitsfront hat bei über 20 Millionen Mitgliedern ein Gesamtjahres-einkommen von rund 300 Millionen Reichs-mark. Die Verpflichtungen der alten Gewerk-schaften gegenüber ihren Mitgliedern hat die D.A.F. im vollen Umfang übernommen. Sie zahlt nicht allein alle gesetzlichen Verpflich-tungen, sondern sie hat auch alle Renten, die die Gewerkschaften in ihrem letzten Jahr nicht mehr gezahlt haben, nachgezahlt. Die Unter-stützungen machen heute im Jahr etwa 80 Mil-lionen aus. Für die Rechtsberatung, die allen Mitgliedern der D.A.F. kostenlos zur Ver-fügung steht, werden 12 Millionen Reichsmark ausgegeben, für die Volksgesundheitsstellen 6 Millionen, für die Berufserziehung ihrer Mitglieder 40 Millionen, für die Fach- und Be-rufspresse 18 Millionen; für Umschulung und Berufsbildung stehen ebenfalls 18 Millionen zur Verfügung, weitere 4 Millionen für den Berufswettkampf und die Erziehung der Jugend-lichen. 20 Millionen Reichsmark zahlt die D.A.F. für das Feierabendwerk „Kraft durch Freude“. Die Verwaltungsauslagen der D.A.F. betragen 70 Millionen pro Jahr (22 – 23 v. H.). Wenn man bedenkt, daß die Verwaltungsaus-lagen der früheren Gewerkschaften bei weit-aus geringeren Leistungen mehr als doppelt so hoch waren, so kann man ermessen, wie ver-antwortungslos die früheren Arbeiterführer ge-handelt haben. An außerordentlichen Leistungen (z. B. Winterhilfe) hat die D.A.F. im Jahre 1934 rund 22 Millionen gezahlt. Durch die Mark der Deutschen Arbeit und ihre Verände-rungsgesellschaften sind für Siedlungszwecke an 100 Millionen Reichsmark ausgegeben worden.



Dem deutschen Volkvermögen werden alljahr-lich durch die unscheinbarsten Lebewesen Verluste von mehr als 2 Milliarden Reichsmark bei-gebracht. 600 Millionen Mark Verluste ent-fallen beispielsweise durch Unkrautschaden, das sind 15 v. H. einer durchschnittlichen Getreide-ernte. Durch Rost- und Brandpilze oder andere Parasiten werden Verluste von 400 Millionen

Mark hervorgerufen. 100 Millionen Mark Schaden verursacht die Obstmade. Die Krauttraule im Kartoffelbau entzieht dem deutschen Volkver-mögen eine Summe von 700 Millionen. Für 100 Millionen Mark Werte vernichtet die Auenblattwanze. Einen Schaden in gleicher Höhe ruft auch der Kornkäfer hervor. Diese Ver-lustkatale läßt sich noch beliebig fortsetzen. Jeder Deutsche muß deshalb die Schadlingsbekämpfung unterstützen, wo er nur kann.



Die Gesamteinnahme der Deutschen Reichs-bahn betrug im Jahre 1934 3,7 Milliarden Mark, was eine wesentliche Verbesserung gegenüber 1933 bedeutet, wo nur 2,9 Milliarden Mark eingenommen wurden.



Zu den am dichtesten bevölkerten Landstrichen Deutschlands gehören Sachsen mit 337, West-falen mit 296 und die Rheinprovinz mit 176 Menschen auf einen Quadratkilometer.

Am wenigsten bevölkert sind Mecklenburg und die Grenzmark. In Mecklenburg kommen auf einen Quadratkilometer 90 Menschen und in der Grenzmark nur 43.



Das älteste deutsche Rechtsbuch, das eine Zu-sammenstellung der seit dem 9. Jahrhundert in Deutschland geltenden Rechtsbegriffe enthält, war der Sachsenspiegel, der nicht nur in Deutsch-land, sondern auch in Polen und den Nieder-landen Gültigkeit hatte.



Sowjetrußland hat in den letzten Jahren die Vergrößerung seiner Luftflotte mit allen Mitteln vorwärtsgetrieben und verfügt heute mindestens über 70 Luftgeschwader und 90 selbständige Staffeln, das sind 4300 Flugmaschinen. Davon entfallen 1084 auf die Aufklärungsverbände, 1000 auf die Jagd- und 400 auf die Schlacht-einheiten. 716 sind Bombenflugzeuge. Dazu kommen 1100 Reserveflugzeuge.

Aus der Geschichte der Bewegung

Karl Richard Ganser:

Bayern und Reich

Empörung, Wut und tiefe Trauer sind es, die im Volk der Opfertod Albert Leo Schlageters hervorruft. Sein Geist lebt weiter in denen, die sich 1923 an der Ruhr Tag für Tag den Franzosen immer wieder entgegenstellen. Mit unverminderter Energie waltet dort der Feind unter den Deutschen. Am 30. Mai wird einer der aktiven Ruhrkämpfer, Paul Sorge, bei dem Versuch einer Brückensprengung verhaftet und später zum Tode verurteilt. Nur die Fürsprache des Essener Rechtsanwaltes Prof. Dr. Grimm bei dem Präsidenten der französischen Republik, Millerand, bewahrt ihn vor dem Schicksal Schlageters. Man will nicht noch einmal durch offizielle Maßnahmen Märtyrer schaffen.

Darum machen die furchterlichen Vorgänge in Buer, die wir bereits geschildert haben,¹⁾ Schule. Am 10. Juni veranstalten die Besatzungstruppen in Dortmund eine regelrechte Bartholomäusnacht. Weil zwei französische Sergeanten in einem privaten Streit erschossen worden sind, wird in der Hauptstraße eine Abstellung Franzosen auf die Bevölkerung losgelassen. Alles, was dort harmlos einhergeht, wird ohne Grund niedergeschlagen und zu Boden getreten, sogar die Leichen werden mit Fußtritten bearbeitet. Ein einziger Drücker erschreckt der Reihe nach sechs Personen und zwingt vorübergehende Passanten, die Toten zu jener Stelle zu schleifen, an der die Sergeanten erschossen worden sind.

Einen zweiten Blutsonntag erlebt die Stadt Buer am 24. Juni. Wegen eines Angriffs auf belgische Posten wird ab 8 Uhr abends eine Verkehrsperre angeordnet. Wenige Minuten vor diesem Zeitpunkt schreien die Belgier blindlings

in die Gängester auf der Straße hinein und töten fünf Personen. Ähnliche Vorgänge spielen sich in fast allen Orten des besetzten Gebietes ab. Ende Juli 1923 ist der Verlust von 137 Toten und 603 Verwundeten auf deutscher Seite die traurige Bilanz des „friedlichen“ Waltens der von Poincaré entsandten „Ingenieurkommission“.

Diese betätigt sich mit immer schärferen Repressalien auf wirtschaftlichem Gebiet, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu erringen. Im Mai haben die Franzosen nur fünftausenddreihundert Tonnen Kohlen erbeutet, während sie bei normalen Reparationslieferungen monatlich zweihunderttausend Tonnen erhalten hätten. General Degoutte verklundet daher am 19. Juni, daß Zechen und Gruben, die nicht liefern, in Besitz und Verwaltung der Rheinlandskommission übergeben. Und diese verfügt, um die deutsche Mark weiter zu entwerten, daß die von ihr beschlagnahmten Zelle nur noch in Devisen zu eintauschen sind. Im großen Zuge seiner Erlasse öffnet Paul Tirard alsdann Tür und Tor zu Plünderungen und Räubereien, die sich in Form von Entlohnungen der Besatzung sogar auf das unbefetzte Gebiet ausdehnen.

Bisher hat das alles nichts genutzt. In den ersten Sonntagen aber macht sich in der Bevölkerung ein Nachlassen der Widerstandskraft bemerkbar. Zwar hassen härter denn je die Exekutionen der aktiven Ruhrkämpfer durch das Land, doch im Handel, Industrie und Gewerkschaften beginnt man von „Versöhnung“ zu sprechen. Der Anstoß hierzu kommt aus dem Reich. Bei den Sozialdemokraten wird emsig daran gearbeitet, die parlamentarischen Grundlagen der Regierung Cuno zu unterminieren, weil das jüdische Kapital sich von einem Handel mit den letzten Werten des Reichs einen höheren Gewinn verspricht, als von der weiteren Beteiligung an der Ruhrhilfe. Als sich die ersten Miße in dem Nebengebäude der deutschen „Einheitsfront“

¹⁾ Vgl. „Schulungsbrief“ 3/1935

zeigen, sinkt die Mark täglich, ja stündlich, und die Finanzierung der Ruhrhilfe macht kaum noch überwindliche Schwierigkeiten. Grund genug für die bürgerlichen Parteien, besonders die Deutsche Volkspartei unter Stresemann, nun auch ihrerseits Fahnung und St. p. n. s. in das abwehrende deutsche Volk zu bringen. Reichskanzler Cuno muß jetzt die Früchte jener Unterlassungsünden ernten, die vor allem in der verpassten Beseitigung des Marxismus bestehen. Was Adolf Hitler prophezeit in Rede und Schrift, es sollte sich bald verhängnisvoll bewahrheiten.

Im April, als die Schwadronenmandlungen des Reiches offenbar werden, fordert der englische Außenminister Lord Curzon die Regierung Cuno auf, den ersten Schritt zu Verhandlungen mit Frankreich zu machen. Aber das hierauf erfolgende Tributangebot Deutschlands wird in Paris sowohl wie in London in brutaler Weise abgelehnt. Nun findet sich Cuno, gedrängt von der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien, dazu bereit, den Reparationsgläubigern die Verpfändung eines großen Teiles der Reichseinnahmen anzubieten, darunter die Ertragsanteile der Reichsbahn, der Industrie, der Zölle, der Verbrauchssteuern auf Genussmittel und des Branntweinmonopols. Indes, auch dieses Angebot weist Poincaré mit Entschiedenheit zurück. Das Ziel seiner Politik ist und bleibt die Abtrennung des Ruhrgebiets von Deutschland. Stärker beginnen sich daher jetzt die separatistischen Elemente am Rhein und im Pfalz zu rühren.

Doch gerade hierin erblickt England zu Recht eine bedrohliche Stärkung seines französischen Verbündeten. Mit Poincaré, der in seinen Councilsreden die Koordination Deutschlands auf Gnade und Ungnade fordert, eröffnet jetzt Lord Curzon ein Frage- und Antwortspiel über die Bedingungen, unter denen Frankreich zu verhandeln geduldet. Allein, es zeigt sich, daß Poincaré sogar die immer nachdrücklicher werdenden Mahnungen Englands mit wahrhaft meisterlichen Schwadungen des Ausweichens und Hinhaltens beantwortet. Da holt London zu einem Entschluß aus. Am 11. August erklärt Lord Curzon in einer Note, daß die britische Regierung, gestützt auf ein Gutachten englischer Kronjuristen, den Ruhereinmarsch als einen glatten Bruch des Versailler Vertrages bezeichnen mußte.

Im Deutschen Reich hätte dieser in der Nachkriegszeit unerhörte Schritt Englands sicherlich ein Aufleben der schon erlahmenden Widerstandskraft zur Folge gehabt wenn der Marxismus nicht gewesen wäre. In der Erkenntnis, daß ein womöglich doch noch hegreich verlaufender Ruhrkampf für die Sozialdemokraten nichts anderes als ein gemonnener Weltkrieg, nämlich das Ende dieser verräterischen Existenzen, bedeuten würde, kündigen sie die nur noch mühsam der Regierung gegenüber gewahrte Neutralität auf und führen am 12. August den Sturz Cunos herbei.

Sein Nachfolger ist Dr. Gustav Stresemann, Vorsitzender der Deutschen Volkspartei, der sich schon wegen seiner Verknüpfung mit jüdischen Bankierkreisen in Frankfurt a. M. großer Sympathien bei den Sozialdemokraten erfreut und von jetzt ab gemeinsam mit diesen größten Feinden des Deutschtums die Reichspolizei Jahre hindurch leiten oder maßgebend beeinflussen soll. In welcher Richtung Stresemann seine Politik zu treiben gedenkt, wissen die Nationalisten Deutschlands von Anfang an, denn oft genug hat der neue Reichskanzler zu erkennen gegeben, daß er neben der sorgsamsten Pflege des Marxismus sein höchstes Ziel in der „Verhandlung“ mit Frankreich erblickt. Das aber kann in diesem Moment nicht anderes heißen als bedingungslose Unterwerfung und völlige Preisgabe der deutschen Ehre. Mit fanatischer Leidenschaft bannen sich die besten Kräfte im deutschen Volk gegen eine solche Politik auf. Es ist für sie eine zwingende Notwendigkeit, alles, was sie noch guten Willens ist, zu vereinen, um das Schlimmste zu verhüten den Zerfall des Reiches. Wie ein Kanarienvogel ertönt daher jetzt ein Sammelruf. Er geht von München aus, und der Rufer im Streit um die nationale Ehre ist Adolf Hitler.



Am den letzten Augusttagen des Jahres 1923 schwebten sich aus allen Ecken Bayerns seltsam befestete Züge am Mainberg zu. Unter die wenigen Reisenden des Inflationsjahres, das Deutschland mit jedem Tage schmerzlicher verarmt, sind heute uniformierte Gestalten hineingedrückt. In alten, zerklüfteten Felduniformen die einen, in bunten Windjacken die anderen.

Sie fahren zum „Deutschen Tag“ nach Nürnberg. In der roten Hauptstadt Frankens wollen sie aufmarschieren, zum Gedenken der alten, geschlagenen Wehrmacht, zum Gedenken des Tages von Sedan, der aus dem Rauch französischer Schlachtfelder das Viernachtreich hob. Sie haben sich bisher als Kämpfer bewiesen und sind auch jetzt bereit. Die hartesten Gruppen der Nürnbergsfahrer wissen sich auf der Wacht und harren des Befehls, der sie zur Tat ruft.

In den Sonderzügen, die durch Franken rollen, sind die verschiedensten Bünde zusammengewürfelt: „Wiking“ und „Bavern und Reich“, „Bluther“ und „Bayerischer Königsbund“, „Oberland“ und „Reichsflagge“. Ob sich in ihnen nun auch getrennte Gedankenkreise jagen, vermag damals noch niemand zu sagen. Nur das eine steht fest und zwingt sich jedem Zuschauer gewaltsam ins Bewußtsein: daß über all dieser Wirnis der mächtigsten und geschlossensten Willen einia Hitlers Sturmabschlungen vertragen. Sie überwiegen jeden der anderen Verbände an Zahl; sie sind — man spürt das aus ihrer Haltung — planmäßig zusammengewungen zu Kolonnen von eindrucksvoller Gestaltlichkeit, sie haben den Schwimmer neuer Ordnungen im Blut; sie tragen neue, hier nie gesehene Symbole vor sich her; sie wissen sich vor allem von einem neuen, revolutionären Gedanken beherrscht, der in eine noch dunkle Zukunft vorklopf, während die meisten der anderen an vergangenen Werten hängen . . .

Sie ziehen durch Nürnberg, sie marschieren am Hauptmarkt an all dem vielen Fußvolk der vielen Verbände vorbei. Da sind Generale in großer Uniform, da steht ein Mittelschullehrer, der irgendeinen vaterländischen Verein führt, da steht ein Sanitätsrat, der sich für einen politischen Faktor hält, da stehen ehrliche, biedere Bürger, eisgraue Veteranen, Männer in Bart und Würden, Männer im Gebrock und Zylinderhut, Wichtigkeiten und Greise, verdiente Köpfe von ebdem und betriebsame Macher von heute. — Und mitten unter dem Prunk und der Reputierlichkeit steht in einem bemaße schabigen Regenmantel, barhauptig, schlicht, doch mit Augen, die leidenschaftlich lodern, der Mann, der im Grunde all das geschaffen hat und auf dessen Arbeit das Wirken der vielen anderen letztlich beruht Adolf Hitler.

Sie genießen es sehr nicht ein, die hohen Wurdenträger, daß sie seit Jahren einzig von der Parolen dieses Mannes leben, daß er wie ein Blitz herniederfuhr in eine im Dunkel hindrühende Welt, daß er allein entzündete, was nun in vielen Kaminen brennt. Sie dulden ihn unter sich, den Bescheidenen, den Unberufenen, den Tüchellosen — aber die da stumm und verbissen, doch mit geliebenden Augen unter dem Knattern der Hakenkreuzabanner vorübermarschieren, suchen nur die Blide dieses einzigen Mannes, der ihnen der Führer ist und der in all seiner Echtheit hinausragt über den glänzenden Schvarem der Großen, Berufenen — der Verachtenden . . . Und immer heller klingt aus den Rufen ein einziger Name auf: Hitler, Hitler!



Dieser Deutsche Tag von Nürnberg am 1. und 2. September 1923 ist deshalb nicht als eine bloße Demonstration der Reichsverbände in einer marxistisch regierten Stadt, weil er die vielfältig durcheinandergewirrten Verhältnisse im politischen Leben Bayerns einer bedeutenden Klärung entgegengeführt hat.

Im ganzen Reich gilt Bayern damals als der einzige Staat, der von einer nationalen Regierung geleitet ist und in dem sich nationale Bewegungen besser als anderswo entwickeln können. Die bayerische Regierung hat einmal von ihrem Staat als von der „Ordnungsgewalt“ im Reich gesprochen. Gewiß eine propagandistische Aufschneiderei — denn wann ist die Novemberrepublik auch nur im kleinsten ihrer Gemeinwesen geordnet gewesen? Doch wie eine unerlöschlich glühende Parole nimmt die deutsche Rechte dieses Wort an, klammert sich in ihren nationalen Hoffnungen an Bayern, ohne weiteres geneigt, diesen Staat mit der Glorie des Befreiers zu umgeben.

In der Tat: wer die Verhältnisse in Bayern von weither betrachtet, darf zu solchen Meinungen kommen. Im Rahmen der Reichspolitik, die eine einzige ible Folge von schmachthafstem Defaitismus, marxistischer Miswirtschaft, bürgerlicher Unzulänglichkeit darstellt, kann sich Bayern mit Recht seiner nationalen Genügnung rühmen. Das Haupt der Reichsregierung ist zu dieser Zeit noch Friedrich Ebert. Seine Komplizen

und den Novemberkriegen — die Scherbenmann, Müller, Hilferding — machen sich unter Führung Stresemanns eben daran, langsam und zerknirschend den Ruhrwiderstand zu „liquidieren“ und eine langjährige Politik der „Unterhandlungen“, des Bezahlens, der freiwilligen Unterwerfung unter mahnmühsame Tributdiktaie vorzubereiten. Preußen wird mehr und mehr zur Knüttelkammer der Erwerbs- und Frau. In Sachsen sitzen belächelte Abgeordnete als verantwortliche Politiker in der Regierung des radikalen Martinie Zeigner, der in einem Bundesstaat der demokratischen Republik sich damit abgibt, das bolschewistische Diktat zu erproben, der Paraden der kommunistischen Kanzistaffeln beiwohnt und sich nicht scheut, als deutscher Minister vom Rednerpult des Landtags dem Ausland die Reichswehr zu denunzieren, daß sie illegale, „schwarze“ Verbände ausrüste.

Von diesem Treiben hat sich Bayern allerdings abseits gehalten. Seine bürgerliche Regierung ist immer patriotisch gewesen. Darum schlägt alles, was mit Weimar die Kluge kreuzen und den Geist des roten Berlin beieiden will, seine Zelte in München auf. München wird zum Kernplatz der nationalistischen Opposition, wie Berlin die am schlauesten gerüstete und am übelsten infizierte Zelle des Verfalls geworden ist. Innerhalb dieses Spannungsfeldes, das hinter dem Gegensatz zweier Orte einen mächtigen Gegensatz zweier verwerflicher politischer Welten verbirgt, drehen alle innerdeutschen Auseinandersetzungen jener Monate gegenseinanderlos.

Und doch trägt dieser scheinbar so unerschütterlich gefügte Block der Opposition nationalistischer und patriotisch monarchischer Kräfte in seinem Innern Risse, die nicht nur auf die wirre Vielgestaltigkeit seiner Glieder deuten, sondern vielmehr wahre Feindschaftsverhältnisse von geradezu abschüttelnder Bedeutsamkeit verraten.

Man muß, um die bayrischen Verhältnisse des Jahres 1923 verstehen zu können, die eigentümliche Modellaruppe von einander unterscheidenden — die bürgerlich-patriotische Regierung, die Vaterländischen Verbände und die nationalsozialistische Bewegung — was sich aus dem Zusammenspiel und dem Gegeneinanderwirken dieser drei Mächte ergibt, bestimmt das Gesicht der bayrischen Politik, bestimmt also auch zugleich

das Verhalten des entscheidenden Trägers der nationalen Opposition im ganzen Reich. Nach welchen verschiedenen Richtungen ziehen die drei Hauptkräfte dieses expeditionellen Kraftfeldes?

Die bayrische Regierung beruht auf einer Rechtskoalition, als deren maßgebende Gruppe die Herkule Bayerische Volkspartei den Gang der Politik bestimmt. Als nach der Novemberrevolte das Zentrum seine alten Schwüre auf Thron und Altar beiseitegelegt hat wie abgetragene Kleider, um zur höheren Ehre des Stimmzettels und der Ministerpfünden sich nunmehr demokratisch zu geben, haben die Führer der bayrischen Zentrum es für zweckmäßiger gehalten, diese republikanische Larmas nicht mitzumachen. Als „Bayerische Volkspartei“ lobern sie fortan die konservativ beharrenden Wähler Bayerns mit legitimistischen und konfessionellen Beteuerungen. Das Gesicht der Bayerischen Volkspartei bleibt bürgerlich-patriotisch: also auf halb und halb gestellt, ängstlich vor harten Entschlüssen, dafür um so mehr zu Hause auf allen Zwischenwegen interfraktioneller Politik, in einem Eosin trüber Geschäftigkeit, bei der diese Partei vor allem das Wort von der „öffentlichen Ruhe und Ordnung“ im Munde führt. Dahinter verschaukeln sich alle Unzulänglichkeiten, alle dunublutigen Bedenken matter Herzen, alles Versagen und jede politische Schuld. Unter diesem Wort verschaukeln sich aber auch alle verdächtigen Pläne, die in jenen Jahren durch manche Fraktionszimmer schwirren.

Denn: was die Bayerische Volkspartei vor allen anderen bürgerlichen Gruppen übel anzusehen, ist ihr partikularistisches Wesen, das gerade im Jahre 1923 immer leidenschaftlicher hervorgetreten wird und das in sich die Meinung trägt, zu separatischen Plänen vorzuschieben, die das Reich gesprengen. Überall war es bekannt, daß maßgebende Führer dieser Partei schon vor Jahren mit dem Gedanken an eine Donaumonarchie, also mit der Separation Bayerns vom Reich, umgegangen waren: niemals hatten sie sich einwandfrei von den Vorwürfen reinigen können, daß sie dazu Frankreichs Hilfe hatten in Anspruch nehmen wollen. Die vielfachen Beteuerungen der Unschuld und lahmenden Dementis vermochten die Tatsache nicht zu entkräften, daß schon kurz nach dem Kriege verräterische Konspirationen mit fremden

Machten stattgefunden haben. Zwar sind die Pläne damals nicht zu lastkräftigen Vertrieben gerettet. Doch wie ein giftiges Erbe durchziehen sie alle politischen Neigungen maßgebender Männer dieser Partei. Namentlich das Jahr 1923 läßt sie wieder lebendig und allmählich zu einer brennenden Gefahr werden.

Als zweite Machtgruppe im politischen Kraftfeld Bayerns sind die vielen vaterländischen Verbände zu betrachten. Sie sind größtenteils aus den Freikorps und der Einwohnerwehr hervorgegangen und haben im Laufe der Jahre beträchtliche Stärke angenommen. Man trifft unter ihnen die verschiedensten Abstrichungen an politischer Einflußkraft und Wundenstärke an. Neben streng aktivistischen Bünden stehen Vereine, die über die Pflege traditioneller Werte und aller Militärerememurien hinausgehen.

Unter der Fülle der Namen werden im Laufe der Ereignisse einige besonders wichtig. Ein monumentaler großer Bund, „Bayern und Reich“, der von einem alteren Sammler „geführt“ wird, sammelt die unterschiedlichsten Teile der Massen um sich: bürgerliche Halbheer bestimmen ihn, er ist ohne klares politisches Ziel; als Reservat für die bürgerliche Regierung segelt er gemächlich im Bunde der allerorts gemaßten und regierungstreu genutzten Parolen, ein Massenverein, der nicht durch die Kraft und die Werte seiner eigenen Ideen wirkt, sondern nur durch die Zahl seiner Mitglieder ein Scheingewicht erhält. Ähnlich geartet ist die Dachorganisation der „Vereinigten Vaterländischen Verbände“, bei denen sich trifft, was in Bünden und Gruppen eine Rolle spielen will und dennoch nur Stützenmasse ist. Die aktivsten Kräfte der Wehrverbände aber gruppieren sich um den prächtigen „Bund Oberland“ und leiten jungen, energischen Führer Friedrich Weller. Hier ist die alte Freikorpshaltung, mit der man in Oberschlesien den Annaberg erklimmt, lebendig geblieben und wirkt in einer stillen, doch um so zielstrebigeren militärisch politischen Arbeit weiter. Eine ähnliche Stellung hat man vor namentlich in Franken verbreiteten „Reichsflägel“ zugesprochen; auch sie ist von gutem Menschenmaterial getragen und zu energischen Entschlüssen fähig, aber auch von manchem Führertrug angekränkt.

Es wird für die Entwicklung der innerpoli-

tischen Verhältnisse Bayerns entscheidend, daß sich bald um diese vaterländischen und Wehrverbände sowohl die bayerische Regierung als auch der Nationalsozialismus zu reizen beginnen. Denn die dritte der großen politischen Gruppen, die nationalsozialistische Bewegung, betreibt den Kampf um Einfluß und Macht gegen ihren inneren Feind in der aktivsten Form. Von der sich national gebardenden Regierung nur widerwillig geduldet, steht sie zu dieser in scharfer Opposition, weil sie allein die schweren Gefahren erkennt, die hinter der Regierungspolitik und deren partikularen Neigungen lauern. Ihr Verhältnis zu den Verbänden bestimmt sich zuerst durch die Tatsache, daß diese einzig durch die nationalsozialistische Arbeit haben ausbluten können. Hitler ist es gewesen, der dem nationalen Gedanken in neuer Formung Breite geschlagen. Aber kleine Ausreißer haben dieses Erwachen demüthet: Kräfte in den verstreuten Massen für ihre eigenen Vereinszwecke ausgeschlachtet und machen sich ein Gewerbe mit guten Nationaltagungen zur Klärung der Lage.

Der Bayerische Innenminister Schreyer, der geübte und erbitterte Feind des Nationalsozialismus, ergeht sich in dieser Weise, als er empfindlich tadelnd verkündet: „Bei den nationalen Verbänden fehlt die Anlehnung an den Staat. Und im gleichen Mangel mangelnd er diesen Tadel mit seinen gewöhnlichen partikularen Besessenheiten, hinter denen die größte Gefahr aufsteht, die in Bayern damals droht, wenn er schließlich sagt: „Die Leitung der Bünde ist zum Teil in die Hände von Nichtbayern abgeglitten; wir stehen aber auf dem Standpunkt, daß auch hier Bayern den Bayern gehört.“

Als dann Anfang Mai der Regierungspräsident v. Kahr nach langer verhängnisvoller Arbeit hinter den Kulissen zum erstenmal wieder in die Öffentlichkeit tritt und sich den Massen als überparteilichen starken Mann einführt, geschieht das mit Worten, die ganz ähnlich den anmaßenden Anspruch auf Unterwerfung der Verbände unter den lauen Willen der Regierung erheben und zugleich mit verletzten Eifer auf Hitler zielen: „Lassen Sie mich das Signal zum Sammeln geben! Wer es heute noch fertigbringt, in einer Selbstgefälligkeit (!) an ehrgeizige Vorteile seiner eigenen Person zu denken, wer noch den traurigen

Mut (!) aufbringt, mit solchen, die letzten Endes doch dasselbe wollen, die Ringe zu kreuzen, um größer zu erscheinen als der andere, ist ein Schädling und Totengräber an der Nation . . .“

Diese Methode ist klar: der nationalsozialistische Führer, der sich allen Versuchen, ihn vor den bürgerlichen Parteien einer „Einheitsfront“ zu spannen, hartnäckig verweigert, soll als unverträglicher Störenfried und endlich gar als Zerrütter jeden gemeinsamen nationalen Willens beschimpft werden. Wenn er als Verächter „nationaler Notwendigkeiten“ erscheint — nationaler Notwendigkeiten, die die Bayerische Volkspartei diktiert hat! — gelten seine Vorwürfe, daß diese Partei gegen den Marxismus nur lau, für ihre eigenen reichs-schädigenden Pläne jedoch um so leidenschaftlicher arbeite, bei allen biederen Bürgern nur noch als die verleumderrischen Hirnspinnne eines politischen Abenteurers.

Verwickelt wie nie zuvor sind also in diesen Monaten die innerpolitischen Verhältnisse in Bayern. Während zwischen Adolf Hitler und den klerikalen Politikern der Bayerischen Volkspartei Kluft gab und stehen dennoch beide in einer einheitlichen Front gegen Berlin. Adolf Hitler peitscht den Kampf gegen Berlin zu heißer Schärfe auf, weil er dort den Hort des Marxismus angreift; die bayerischen Machthaber hingegen benutzen die Kampfsituation gegen die rote Reichshauptstadt lediglich zur Förderung ihrer partikularistischen Tendenzen. Während der Führer Berlin von den roten Verderbern ausbrennen will, um es gesäubert wieder hineinzuwagen in ein erneuertes Deutschland, nutzen die bayerischen Regierungsegoisten diese geschäftliche Auseinandersetzung dazu aus, um die innere Einheit des Reichs gegenläufiger Interessen ihres Kleinstaats zu lockern. So geben denn alle Auseinandersetzungen in Bayern um die Frage, wer die Macht in die Hand bekommen soll: Hitler, der Revolutionär gegen den Berliner Marxismus und für ein innerlich gestärktes kommendes Reich — oder die herrschenden Machthaber, die nur an die engen Interessen ihres kleinen Parteienstaates denken.

Der 9. November hat diese Gegensätze blutig aufeinanderbrechen lassen. Aber bereits während des ganzen Jahres sind aus diesen Wolken Woge aufgequollen, die die Hintergründe der Kampf-lage grell beleuchteten. Der Kampf um die Macht

deutet sich hier immer wieder an. Gleichgültig, aus welchen äußeren Gründen diese Zusammenstöße zwischen Regierung und dem radikalen deutschen Revolutionär auch erfolgen, immer sind sie von der Absicht Hitlers beherrscht, die Stellung des Gegners zu schwächen, um der *parteilosen christlichen Gefahr* das Genick zu brechen im Namen der inneren Geschlossenheit des deutschen Volkes.



Inzwischen bilden die herrschenden Politiker Bayerns allerlei Methoden aus, um die nationalsozialistische Bewegung abzumürgen. Besonders gerne bedienen sie sich dazu der ebenso schamhaften wie verheerenden Spekulation auf konfessionelle und Stammesmanie Inzulte, die sie im bayerischen Volke voraussetzen und in folgerichtiger Arbeit aufzusuchen suchen. Stärker als je vor dem bearbeiten sie nunmehr zur Abwehr des vorstürmenden Nationalsozialismus die Massen außerdem mit *antipreußischen Heßargumeten*.

Namentlich bei der Person und dem politischen Wirken des Generals Ludendorff, der sich damals Hitler angeschlossen hat, setzt man mit diesen Wutereien an. Der General hat in München eine zweite Heimat und in der nationalen Volkseinstimmung die Erfüllung tiefster Wünsche gefunden. An den großen Träger einer geschichtlichen Leistung hangen sich brennende Hoffnungen der Massen. Im nationalen Lager wirkt der Feldherr des Weltkrieges weniger durch ein politisches Programm, als vor allem durch das Eintreten für Adolf Hitler. Als der bayerische Partikularismus beginnt, um seinen üblen Vorwürfen gegen den General vorzugehen, will er damit in Grunde zuerst die entschlossensten Gruppen der nationalen Bewegung treffen, mit denen der General in einer gemeinsamen Kampffront steht. Und wieder tritt auch bei diesen Kämpfen als wesentliches politisches Ergebnis die *unverhüllte Bereitschaft der klerikalen Parteiutage*, zugunsten der eigenen Machtpositionen die innere Geschlossenheit des Volkes bedenkenlos zu zer Sprengen.

Es beken in Bayern Männer mit größten Verantwortungsbereichen die Instinkte urteils-

unfähig, seit alters gegangener Massen gegen die Einheit der Stamme und gegen die konfessionelle Nähe auf, werfen die verderblichsten aller Streitpunkte in die politische Destruktion dieser Zeit hinein. Seit langem geht im Lande ein Raunen um, daß wieder die alten Pläne einer vom Reich getrennten Donaumonarchie skizziert wurden. Und die Eingeweihten wissen, daß man mit der Hege gegen das protestantische Preussentum und damit gegen die große deutsche Bewegung des Nationalsozialismus, die solchen verbrecherischen Wühlereien mit allen Mitteln begegnet, von jenen dunklen Plänen ablenken will. Das ganze Volk sieht ein, daß die herrschenden Berliner Zustände ausgebrannt werden müssen mit Stumpf und Sturmt. Aber die gläubigen Anhänger dieser Volkstrennung fadeln an fernem Gedankengängen, daß man vor allem die „Ordnungsgasse“ Bayern vor dem Verfall des roten Preussens bewahren müsse, daß es sogar besser sei, Bayern selbst „vorübergehend“ vom Reich zu trennen, als den Kampf gegen den drohenden Bolschewismus und für die Gesundung Deutschlands abzugeben.

Noch ist all das nicht sicher faßbar, noch ist es nicht zu regelrechten Delikten gereift, noch beharren diese Pläne in der Schwärze, die dem Entschluß vorausgeht. Aber sie schaffen eine verheerende Stimmung. Sie unterwühlen den Zusammenhalt des Volkes in den feindlichen Vereinen, aus denen ein Volk seine großen Entschlüsse und seine ewigen Kräfte holt. Zu welchen beispiellos verderblichen Wetterungen diese, von allen maßgeblichen bayerischen Stellen gebildete und selbst geförderte Wühlarbeit führt, hat gerade in den Sommermonaten 1923 der Hochverratsprozeß Fuchs-Mohrhaus bewiesen. Bismarck hat er die abgrundtiefsten Möglichkeiten enthüllt, zu denen die partikularen, aber nicht ohne fernschneuliche Propaganda der Merkel'schen Partei führen kann.

Ein Professor, ein Musiker und u. a. ein jüdisch-tschechischer Kohlenhändler sind des Hochverrats angeklagt. Die Anklageschrift berichtet von dem Entschluß, Bayern gewaltsam vom Reich loszureißen; ein mit diktatorischen Befugnissen ausgestatteter Regimentsrat sollte emporsteigen, Bayern durch ihn allenfalls in eine Monarchie zurückverwandelt werden, unter militärischer Abspernung vom Norden.

Die Angeklagten sind vielleicht wilde Phantasien. Entscheidend aber ist, daß solche Gedanken überhaupt entstehen konnten. Sie liegen geradezu in der Luft. Und noch bedeutsamer erscheint der Umstand, daß mit solchen Hochverratern sogar das Ausland in Verbindung getreten ist. In der Anklageschrift heißt es: „Durch den französischen Generalstabsoberst Richter hatten die Angeklagten Verbindung mit Frankreich aufgenommen, um sich dessen wohlwollende Neutralität, ja dessen finanzielle und militärische Hilfe zu sichern.“ Bei der Vernehmung erklärt der Angeklagte Fuchs: „Ich habe 100 Millionen erhalten und bedaure, daß es nicht 100 Milliarden gewesen sind. Ebenso bedaure ich, daß es Wladyslaw nicht gelungen ist, die Gesandte für Bayern zu bekommen.“

Die Aktion sollte den französischen Kubereintruch unterstützen. Die Angeklagten versichern, daß Richter ihnen mehrfach erklärt habe: „Seien Sie überzeugt, daß Frankreich sich für die geleistete Arbeit dankbar erweisen wird. Frankreich braucht die Aktion, es muß schnell gehandelt werden.“ Und so maßlos vertieren sich alle Gedanken in diesen Schirnen, daß die Angeklagten ohne Skrupel auch andere deutsche Reichsteile anzulieferern bereit sind.

Wie sehr aber diese Hochverräter von geläufigen offiziell-bayerischen Ansichten bestimmt sind, zeigen einige Schlaglichter, die in diesem Prozeß aufstammen. Dem bayerischen Innenminister Schwemer hat man die Möglichkeit geboten, den französischen Spion Richter zu verhaften, als dieser sich zum letztenmal auf deutschem Boden befand; Schwemer hat aber die Verhaftung „aus innenpolitischen (!) Gründen“ abgelehnt. Der Verteidiger der Hochverräter, einer der führenden Männer in der partikularistischen Bayerischen Volkspartei, macht das Eingeständnis, daß die Absicht, sich an Frankreich anzulehnen, „zwar politisch irrig, aber nicht an sich chelos sei!“ Und das zur selben Stunde, da im Ruhrgebiet ein Deutscher nach dem anderen unter französischen Ägeln fällt.

Klarer aber noch als all diese Äußerungen zusammen leuchtet in die Hintergründe der politischen Lage Bayerns die Mitteilung der Angeklagten hinein, unter welchen Bedingungen sie loszulegen wollten. Zwei Möglichkeiten, sagt Fuchs, haben ihm als Voraussetzung zum Vor-

gehen gegolten, wenn etwa der **V o l k s e w i s s e n s** ausbreche — aber aber w e n n Hitler zur Macht komme . . .

Im grellsten Licht zeigen sich da die Methoden der im Vapern herrschenden partikularistischen Politik; die Kampflösung gegen den **V o l k s e w i s s e n s** dient als günstige Tarnung für partikularistische Pläne, denn sie gibt den Vorwand zum propagandistischen Kampf gegen Berlin; die Kampflösung gegen den **N a t i o n a l s o z i a l i s m u s** aber zielt unverhüllt auf den einzig gefährlichen Feind. Denn wenn Hitler seinen Einfluß noch weiter ausdehnt, ist es mit allen egoistischen, reichslockernden Plänen zu Ende. Der Hochverräter Fuchs hat der Bayerischen Volkspartei nicht angehört. Aber er macht sich ihre gefälligen Argumente zu eigen; doch während die Partei selber sie geschickt bemanipuliert, ist er so unklug, sie klipp und klar auszusprechen. Die Auguren lächeln sich heimlich und wissend zu.

Monate hindurch steigert sich die Spannung zwischen dem Nationalsozialismus und der Bayerischen Volkspartei. Monate hindurch laden die Gegner ihre Kräfte mit immer neuen Energien. Und erst der Deutsche Tag von Nürnberg hat am 2. September eine größere Veränderung gebracht: dem nationalsozialistischen Führer gelinzt an diesem Tage ein ungeheurer Einbruch in die Front der Wehrverbände, um die der Nationalsozialismus wie auch die Regierung schon seit langem ringen. Die beiden aktivsten Vunde der Wehrfront, „Oberland“ und „Reichsflagge“, zieht Hitler auf seine Seite und schließt sie mit seiner **E.A.** im „**D e u t s c h e n K a m p f b u n d**“ zu einer Front zusammen. Der neue Verband ist zunächst noch sehr lose gefügt. Aber schon nach wenigen Wochen ergreift Adolf Hitler die alleinige **p o l i t i s c h e** Führung.



Wie sieht es im Herbst 1923 in Deutschland aus?

Wahrende, unanfechtbare Inflation. Der Dollar steigt in die Millionen, in die Milliarden, in die Billionen. Die Löhne und Gehälter verlieren von Stunde zu Stunde jeglichen Kaufwert. An den Börsen ein Tanniel, der wilde Tanz um das goldene Kalb, die Orgie des Mammons.

Die Mark sinkt, stürzt ins Bodenlose. Der Hunger geht um. Verarmte scheiden zu Hunderten, zu Tausenden „freiwillig“ aus dem Leben, der grausenvolle Blick in das Nichts peitocht sie zum letzten Entschluß. Arbeiterkinder laufen wie Herde umher. In den Industriestädten rasen Aufstände, vom Hunger getrieben, vom Volksewismus geschürt. Handgranaten fliegen gegen die Shops und Pflastersteine in die Schaufenster. In Oberbaden toben tagelang Aufstände so heftig, daß die Schweiz ihre Grenzposten verstärkt. In Hamburg kommt es zu blutigen Straßenkämpfen.

Die Regierungen verfliegen. Stresemann bemüht sich bei aller Welt um Freundschaft und aufre Miene, und Hilferding, der jüdische Reichsfinanzminister, läßt Noten drucken, schöne, farbige Scheine mit phantastischen Zahlen, ungehemmt speien die Maschinen das Lugenaal heraus. Zeigner wütet in Sachsen. Und Ebert thront fern wie ein entrückter Buddha auf seinem hohen Stuhl, weiß keinen Rat und hofft nur noch auf die Himmelsflucht der Reichswehr.

Aufbrausende Opposition der Rechten. Selbst die stillsten, betuldeten unter den bürgerlichen Verbänden nehmen sich nunmehr den Mut zu fordernden Reden. Was aber wirklich innere Kraft hat und vor sich ein neues politisches Ziel sieht, schreit auf in Empörung über den wilden Verfall und die tobende Not und die anreizende Unfähigkeit derer, die sich verantwortlich nennen und doch nur stumm vor dem Chaos stehen, das sie geschaffen haben.

Alle aber, Rechte wie Linke, die Soldaten der nahenden deutschen Revolution wie die verführten Massen der Arbeiterschaft, die durch die Straßen jagen, schreien ein gleiches Wort, das wie eine magische Formel sich in die Herzen dieser Menschen reißt — das Wort: **D i k t a t u r**!

„Diktatur des Proletariats“ schreien die einen — „Diktatur des starken Führers“ rufen die anderen. Von den Methoden der herrschenden Ordnung erwartet keiner der leidenden und kämpfenden Deutschen mehr das Heil, nur von den harten und klaren Befehlen einer gebieterischen Kraft, die sich dem Chaos entgegenwirft. Selbst in die Reihen der geschworenen Parlamentarier, die mit dem Dasein dieser verfallenen Republik auf Heide und Verderb verbunden sind, schleicht dieses Wort sich ein. Da und dort munkelt man von der verzweiflungslosen Ab-

sonderlichkeit, daß auch diese verfallende Welt eine Diktatur ausrufen wolle, und schon hört man Namen von kommenden, parlamentarisch bestellten Diktatoren kennen, Namen, die wie eine freuchende Fronte der Geschichte annuten: Stresemann — Ebert . . . Aber dahinter steht der Schatten des schweigenden Generals Seeckt.

Adolf Hitler jedoch wirft sich vor Tausenden zum Richter über dieses Schicksal auf und hält Reden — in Gegenwart, von den Blicken des Reichers und des Tragers einer neuen Prophetie umhüllt, Sprecher des gequakten, zornenden Volkes, gerufener Walter der Entrechteten und leuchtend Vernichteten.

„Haben Sie nicht schon Millionen von Mittelstandsbesitzungen zu Bettstreu gemacht? Haben Sie nicht jeden redlichen Menschen dem Hungertuch entgegengerubelt und nur das Spekulationen- und Plauertum georgelacht? Vernichtet wird die gesamte ehrliche Erbschaft. Der Staat ist zum Instrument der Vorsehenswandler und Plauer geworden . . .“ Dann reißt er den Blick der Massen auf die wahrhaft geschichtswendenden Entscheidungen: „Nicht das ist die große Frage: was wird morgen Herr Stresemann machen oder in München Herr Krilling oder Herr Schaefer? Sondern die Frage ist: wann geht es los?“ Erklärt sich schreien ihm die Massen ihre Zustimmung entgegen. Apokalyptische Bilder kommen ihm, und dann schreit er sie aus: „Nicht für eine Wahl sind wir gegründet worden, sondern um das letzte Rufe in der größten Not einzuspringen, wenn dieses Volk ausbleibt und verweist das rote Ungeheuer herankommen sieht. Die Aufgabe unserer Bewegung liegt darin, uns vorzubereiten für den kommenden Zusammenbruch des Reichs, auf daß, wenn der alte Stamm fällt, die junge Tanne schon dasteht.“

Die erste große Entscheidung läßt auch nicht lange auf sich warten. Am 26. September liquidiert Stresemann den Widerstand an der Ruhr. Monatlang hatte man diesen Widerstand, der in seiner politischen Anlage von vornherein verfehlt war, in einer Sache der deutschen Ehre erklärt. Ungezählte Versicherungen waren ins Land gegangen, daß dieser nationale Widerstand den deutschen Regierungen ein Heiligtum sei. Inbrünstig hatte das Volk diesen Betenerungen geglaubt, hatte geduldet, hatte gebuddelt nur um

Verurteilen, daß in dieser Stunde Deutschland sein Schicksal wende. Nun gilt das alles nichts mehr. Die Entscheidung ist maßlos.

Wie in allen Fragen der nationalen Ehre im Jahre 1923 ist auch hier Bayern das Sturmbarometer. Jetzt muß endlich die Klärung in dem Gewirr der Verbände kommen, die sich oft national nennen und doch die Träger der verächtlichen Entzweiten sind. Und in der Tat: für immer scheiden sich nun die innerlich und kraftmäßig andersartigen Kräfte der nationalen Front voneinander — ganz scharf, unerbittlich, ohne alle Zwischenstufen. Denn als Antwort auf die Bankrottserklärung der Staatsregierung an der Ruhr scheiden in München zwei Dinge: Adolf Hitler ruft zu 14 Reichsversammlungen auf, die in Vulkanen der Empörung werden sollen. Und zur gleichen Stunde bestellt die parlamentarische Regierung der Bayerischen Volkspartei, die aus dem Chaos keinen Ausweg mehr weiß, als starken Mann einen General-Kommissar mit diktatorischen Vollmachten: Gustav von Kahr. „Die Erklärung über die Entscheidung“, heißt es in dem amtlichen Erlaß, „ist so stark, daß sie in Störungen der öffentlichen Ordnung führen kann . . . In solcher Lage muß die Regierung die Zügel fest und straff in der Hand behalten . . . In diesem Verurteilen hat die Staatsregierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung einen besonderen Generalkommissar bestellt und ihm die gesamte vollziehende Gewalt übertragen.“

Gustav von Kahr kommt aus dem höheren Verwaltungsdienst, hat gelegentlich auch in die bayerische Politik eingegriffen, hat sich im letzten Zeit maßgebenden Einfluß auf einige patriotische Verbände gesichert und ist namentlich durch ein kluges Kulissenpiel mit den Trägern der großen Politik immer in inniger Verbindung geblieben. Er gilt als schwarzweißrot eingestellt. Er gilt als starker Mann. Er erklärt in seiner ersten Verlautbarung, daß er „rechts regieren“ wolle. Er verlangt mit eiserner Strenge, daß sich ausnahmslos alle Verbände seinen Verfügungen einordnen, unabhängiges Vorgehen werde er nicht dulden. Und kurz danach erklärt er, daß er sich lediglich als Statthalter der Monarchie betrachte. Wenige Tage später wirft der „Völkische Beobachter“ bereits

die Frage auf, ob Kahr auch „genug Stahl und Eisen im Blut habe, um die Durchführung der Bewegung nicht nur Bayerns, sondern ganz Deutschlands in die Hand nehmen zu können.“

Es zeigt sich zunächst, daß der Name Kahr ein verpflichtendes Programm für all jene Verbände ist, die schon bisher zur bürgerlich parlamentarischen Bayerischen Volkspartei neigten: sie alle, an der Spitze „Bayern und Reich“, treten hinter den neuen, parlamentarisch bestellten Diktator und damit im Gegensatz zum „Deutschen Kampfbund“, der unter der Führung Hitlers sich Kahr verweigert, weil er die politische Unzulänglichkeit dieses Verwaltungsbeamten klar erkennt. Kaum aber beginnt der neue starke Mann zu regieren, als sich das andere wesentliche Ergebnis dieser Neuordnung zeigt: der erste Erlass Kahrs verbietet nicht die marxistischen Gruppen, sondern die angekündigten 14 nationalsozialistischen Versammlungen, die zu einem Angriffskrieg gegen die bürgerlich-marxistische Erbkammerregierung hätten werden sollen.

Wieder zerreißen die verhüllenden Nebel vor den eigentlichen Fronten. Die abgründige Feindschaft der Bayerischen Volkspartei gegen den Nationalsozialismus hat sich im Generalstaatskommissariat ein neues Werkzeug geschaffen, das Hitler schlagen soll. Freilich gerät dabei der schwarzweiße Statthalter einer bayerischen Monarchie in die merkwürdige Embarrassante mit den schwarzrotgoldenen Republikanern um Ebert und Stresemann. Dennoch läuft alles, was lau und politisch halbwertig ist, dem neuen Mann zu, der die abgegriffenen Platten von „Einheitsfront“ vor sich her trägt. Das breite Volk aber steht erregt vor den nationalsozialistischen Plakaten, lauscht gebannt den Rednern, steht singend und rufend auf den Straßen und sublimiert die Herzen überbrausen in der Sehnsucht nach einer solchen starken Hand, nach einem solchen Führer. Das „Berliner Tageblatt“ wittert die Art dieser Entscheidungen in ihrem tiefsten Wesen. „Die bayerische Regierung, so schreibt es, will durch diese Ernennung dieses Diktators der Ausrufung Hitlers zum Diktator zuvorkommen.“

Es soll sich freilich bald herausstellen, wie

wenig sich die eine Absicht des Generalstaatskommissariats, Hitler zu besondern, mit jeder anderen Absicht verträgt, zugleich in der Opposition gegen Berlin zu verharren, ja, sie noch zu steigern. Wer in Bayern gegen Berlin regieren will, muß von vornherein mit der innerlich stärksten Kraft der Opposition, mit dem Nationalsozialismus, zu einem Ausgleich kommen. Kahr erstrebt das immer wieder dadurch, daß er Hitler unter das Kommando des Generalstaatskommissariats zu beugen sucht. Hitler weist ebensooft solche Zumutungen zurück, zu denen Kahr durch keinerlei überragendes politisches Können, durch keine verpflichtende Idee, durch keine weite Konzeption berechtigt ist.

Bestimmt durch das immer verwirklichter erscheinende Chaos verhängt die Reichsregierung zu den letzten Septembertagen den Ausnahmezustand über das gesamte Reich. Das heißt: in heller Verwirrung leitet sie ihre letzten Hoffnungen auf die Weimargewehre der Reichswehr. Doch weder Sachsen noch Bayern, die Hauptgegner des unfähigen roten Berlin, denken daran, sich um die diktatorischen Erlasse der Reichsregierung zu kümmern. Es wird im Laufe zweier Wochen soweit kommen, daß das Reich gegen Sachsen die militärische Eskalation beabsichtigt. Und es geschieht schon in den allerersten Tagen des Ausnahmezustandes, daß Bayern sich nunmehr offen gegen das Reich auflehnt und den Vollzug von Reichsgeboten verweigert. In ganz kurzer Zeit wird der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich akut.

Am 28. September verbietet der Reichswehrminister den „Nationalen Beobachter“ für das ganze Reich. Das bayerische Generalstaatskommissariat aber verweigert für Bayern die Durchführung dieses Verbots: erstens darf eine sich national gebardende Regierungsmacht den stärksten Faktor der nationalen Front nicht übermäßig provozieren; zweitens aber bietet sich hier wieder eine unvergleichliche Gelegenheit, zugunsten der Souveränität des bayerischen Kleinstaats die Abhängigkeit vom Reich zu lockern. Einige Tage danach steht Kahr noch weiter vor, indem er das beredigte Republikanengesetz für Bayern aufhebt — auch dies eine Maßnahme, die die nationale Opposition hell begrüßen muß, die aber auch vieldeutig ist, weil sie mit ihrem Angriff auf das rote System bei dunklen Plänen leicht die Ein-

leistung zu einem Angriff auf die Geschlossenheit des Reichs selber bedeuten kann.

Am 20. Oktober kommt es dann, als handele es sich hier um eine Auseinandersetzung zwischen völlig fremden, ja feindlichen Staaten, zum regelrechten Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Bayern spielt sich auf, als sei es ein souveräner Staat, die bayerische Regierung rüstet sich mit allen Mitteln dazu, Bindung um Bindung an das Reich zu zerschneiden. Und wieder dient ihr das Verbot des „Völkischen Beobachters“ als willkommenes Mittel, die Klust zu vergrößern. Denn nachdem Kahr die Durchführung der Verbotsanweisung abgelehnt hat, legt Reichswehrminister Geßler die Reichswehr ein, um seinen Willen gewalttätig durchzusetzen: mit Waffengewalt sei das Erscheinen des Blattes zu verhindern. Der Befehl ist einseitig, die bayerische Reichswehr muß gehorchen — —

Aber da geschieht das Unglaubliche, daß der Kommandeur der bayerischen Reichswehrdivision, General von Lossow, die Durchführung des strengen Befehls einfach ablehnt. Aus dem an sich recht wichtigen „Fall Völkischer Beobachter“ ist ein „Fall Lossow“ geworden. Aus einem an sich geringfügigen politischen Streit erwächst mit einemmal eine schwere Meuterei.

Nach alten soldatischen Gebräuchen ist ein meuternder Soldat, gleichgültig ob General oder Grenadier, für immer erledigt. Da aber geschieht die zweite unglaubliche Tatsache, die den Disziplinarfall sofort wieder in ein Geschehnis von hoher politischer Bedeutung umwandelt: Kahr bedrückt den meuternden General, und als die Reichsregierung mit der bewaffneten Exekution gegen Bayern droht, entbindet die bayerische Staatsregierung den bayerischen Teil der Reichswehr seines feierlichen Eides auf die Weimarer Verfassung und verpflichtet ihn auf die bayerische Verfassung.

Ist das Hochverrat gegen die Reichseinheit? Steht dahinter, drohend und grau, der Schatten der endgültigen Losreißung Bayerns von Deutschland? Die bayerische Regierung gibt sich ganz unschuldig: das alles sei geschehen lediglich „im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Bayern“ — freilich auch „zur Wahrung der bayerischen Belange“, unter

denen man sich die harmlosesten und die gefährlichsten Dinge vorstellen kann.

Die Reichsregierung aber erkennt ganz richtig: „Mit dem von dem Generalkonsulskommissar von Kahr in die Öffentlichkeit geworfenen Gedanken des Kampfs gegen den Marxismus hat die in Rede stehende Frage gar nichts zu tun.“ Den Ganglern der bayerischen Regierungspolitik ist das Wort vom Kampf gegen den Marxismus, vom Kampf gegen das rote Berlin nichts anderes als ein Mittel zur Verhüllung ihrer partikuläristischen und separatistischen Pläne.

In verzweifelter Sorge aber sieht Adolf Hitler, auf welche Abgründe die Dinge zurollen werden, wenn nicht ein übermächtiger, herrlicher Wille sie auf eine Straße zwingt, an deren Ende das erneuerte große, gemeinsame Reich und nicht ein wider Erbfeindhaufen kleiner Staaten steht. Alles was bisher geschehen, kann noch gewendet werden, noch gab es der Abgrund nicht unmittelbar vor den Schritten. Aber es ist die letzte Stunde. Die Schicksalsfrage hängt über dem Volk, ob es die Kraft aufbringen wird, sich in seinen Grenzen Möglichkeiten zu entscheiden. Sorgenb steht der Führer vor seiner Gefolgschaft, harrert, beicuert, mahnt. Noch einmal leuchtet er dieser Zeit, ihren Männern und ihren Plänen ins Gesicht:

„Das Ergebnis der Kahr'schen Diktatur ist bitter: als Meuterer stehen wir da, die wir Deutschland helfen wollen. Ich habe mich vor fünf Wochen diesem System nicht angeschlossen, weil ich . . . nicht zum Lügner werden wollte . . . Wenn nicht in letzter Minute der große Wurf geschieht, wird weder Bayern noch Deutschland frei. . . Es gibt kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts. Daß die Stunde gekommen ist, fühlen wir alle, und deshalb werden wir uns ihrem Gebote nicht entziehen . . .“ Und während sich in die Massen sein Wille hineinglückt, das verzehrende Wissen, daß vor jedem nun fordernd die große Entscheidung trete, reißt er selber in lebendem Gedanken die Nebelwände auseinander, die vor der Zukunft hängen: „Für mich ist die deutsche Frage erst dann gelöst, wenn die schwarzwaldrote Hakenkreuzflagge vom Berliner Schlosse weht.“ Eine Woche vor dem 9. November 1923 schwingt dieses Wort nach Deutschland hinein.

Das deutsche Buch

Karl Zengel:

Das wirkliche Frankreich

Sanitätsische Verlagsgesellschaft, Hamburg, 1934. 94 S.,
Lw. 2,80 RM.

Die Stellung des neuen Frankreichs zu Frankreich, die der Führer in seiner Rede 1933 verkündete und die sich weiterhin in der Rede von Rudolf Hess an die französische Kongressgeneration sowie in der Auslegung des „Völkisch-Presse“ für den besten deutsch-französischen Verständigungsroman offenbart, wird durch die aufschlußreiche Schrift von Karl Tögel „Das wirkliche Frankreich“ anschaulich und allgemeinverständlich verdeutlicht. Nicht mit langatmiger, abstrakter Dialektik wird in dieser Schrift analysiert, sondern mit Hilfe einer ungemessen lebendigen Darstellung konkreter Lebenssituationen tritt aus einem Vielerlei geordnet zusammengetragener Charakterzüge vor uns das ureigentliche Wesen der französischen Nation von heute. Mit milderer Beurteilung räumt der Verfasser gleich zu Beginn auf, vor allem mit der fehlerhaften Annahme, man könne der Beurteilung eines Kulturvolkes wie des französischen die ethischen und qualitativen Maßstäbe des eigenen Landes zugrunde legen und daraufhin die gesamte große Nation als minderwertig verdammen. Lehrreich und überzeugend schildert Tögel in häufiger Gegenüberstellung in der Denkwelt und Lebenshaltung des deutschen Volkes das Verhältnis des franzö-

stehen Menschen in seiner Familie und seinem Beruf, seiner Hauptstadt und zum Leben auf dem Lande, zum Genuß und zur Pflicht und endlich in seinem Vaterlande, das er als „poulu“ nicht weniger tapfer zu verteidigen wußte wie der deutsche Frontsoldat seine Heimat.

Rudolf G. Binding:

„Wir fordern Nichts zur Über-
nahme auf“

Küttner- und Loening-Verlag, Frankfurt a. M., 1935.
Fr. 2.40 RM.

Eine Anekdote aus dem Weltkriegs nennt der bekannte Verfasser viele anspendende und lebenswarme Erzählung, welche die wechselvollen Erlebnisse eines Generalstabs offiziers und seiner Begleiter beim Vormarsch 1914 in Frankreich behandelt. Er hat das Mißgeschick, ohne überflüssigen Ausweis als Parlamentär nach Kells entsandt zu werden und kommt dadurch in den Verdacht der Spionage, der ihn und die anderen hart am Leben durch Erschießen vorbeiführt. Nur dem zufälligen Umstande, daß einer der Begleiter als preussischer Kammerfänger früher einmal Mitglied der Französischen Akademie geworden war, verdanken sie ihr Leben. Das Ganze ist anregend und spannend geschrieben und hat den besondern Reiz, daß es wirklich passiert ist. Für Menckert sind auf der letzten Seite die Namen der beiden Hauptbeteiligten vermerkt.

Fragekasten

2. 23. 2nd Muslim.

Aufnahmegesuche sind grundsätzlich an den Leiter der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt zu richten, in welche der Schüler aufgenommen zu werden wünscht. Der Anstaltsleiter gibt Auskunft über alle mit der Aufnahme zusammenhängenden Fragen. Er entscheidet auch über die Aufnahme allein.

Zurzeit bestehen in Preußen folgende Nationalpolitische Erziehungsanstalten:

1. Berlin-Brandenb. Hohenzollernring;
2. Pöln (Polsken). Schloß;
3. Potsdam-Neuchâtel in Potsdam, Saarmunder Str. 27;
4. Naumburg (Saale), Köfener Str. 52;
5. Köslin (Pommern), Danziger Str. 86;
6. Wahlstatt (Schlesien);
7. Altkösl (Hart). Alexanderplatz;
8. Kronenstein b. Ditz a. d. Elbe;
9. Stuben (Weißverken);
10. Potsdamerisches Großes Wasserhaus in Potsdam,
Lindenstr. 34.

P. H. Pischelshof.

Die ungarische Kriegserinnerungs-Medaille darf zum Dienstausweis der P.D. getragen werden, jedoch neben dieser Medaille keine Abzeichen ähnlicher Art.

Wieder zu unseren Aufsätzen:

Germanische Kultur der Bronzezeit

Ch. KofGuna

Allermannsiche Kulturhöhe

4. Aufl. 1935

Verlag Curt Kabinde-Teinig, 4. Aufl. 1975. Preis
1,80 RM.

Wolff, George

Niedergermanische Kultur in Wort und Bild

Verlag Fehmann-München, 1933. Preis 7,50 RM.

Alfred Rediker:

Vor 3000 Jahren, „Welt und
Mächte“ Heft 5

Verlag Trebm. Charlottenburg, 1934. Preis 0,90 RM.

И. Котельников:

Das Königsgrab von Seddin

Merle K. Robinson, 1928. Price 1.50 net.

Bayern und Reich


Neil Miller:

Mein Kampf

Eber Verlag, München, 1935. Preis 7,20 RM.

Auflage der Aprilfolge: 1 050 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsbildungsleiter Dr. Max Krauenderfer, Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Melanfinhalt: Kurt J e s e i d, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Riera 0019. Verlag Zentralverlag der M. S. D. L. V. Franz Eber Nachf. G.m.b.H., Berlin S W 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin S W 68.



Aber der ungeheuren Symphonie
der Menschenmengen, der Marsch-
kolonnen, der Tagungen, der Ebrun-
gen, der Märsche und Kongresse —
die Kamera Leni Riefenstahls

hinter den Kulissen des Reichsparteitag-Films

Ein Bildwerk von geschichtlicher Monumentalität. Über 100 Seiten Meisterphotos und Notizen vom Reichsparteitag Nürnberg 1934, zusammengestellt zu einem Buch von bleibendem Wert.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München
In allen Buchhandlungen Preis: RM. 4,50



Das deutsche Buch

Karl Fögel:



Berlin P. B. 58, Zimmerstraße 88, Fernruf A 1 Jäger 0022, Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin S.W. 58.

frischen Menschen zu seiner Familie und seinem Beruf, seiner Hauptstadt und zum Leben auf dem Lande, zum Genuß und zur Pflicht und endlich zu seinem Vaterlande, das er als „poilu“ nicht weniger tapfer zu verteidigen mußte wie der deutsche Frontsoldat seine Heimat.

Rudolf B. Binding:

„Wir fordern Meins zur Übergabe auf“

Müller und Köhner-Verlag, Frankfurt a. M., 1935. 2,40 RM.

Eine Anekdote aus dem Weltkrieg nennt der bekannte Verfasser viele ansprechende und lebenswarme Erzählung, welche die wechselvollen Erlebnisse eines Generalstabsoffiziers und seiner Begleiter beim Vormarsch 1913 in Frankreich behandelt. Er hat das Mißgeschick, ohne schriftlichen Ausweis als Parlamentär nach Reims entsandt zu werden und kommt dadurch in den Verdacht der Spionage, der ihn und die anderen hart am Tode durch Erschießen vorbeiführt. Nur dem zufälligen Umstande, daß einer der Begleiter als preussischer Kammerjäger früher einmal Mitglied der Französischen Akademie geworden war, verdanken sie ihr Leben. Das Ganze ist anregend und spannend geschrieben und hat den besonderen Reiz, daß es wirklich passiert ist. Für Menagerie sind auf der letzten Seite die Namen der beiden Hauptbeteiligten vermerkt.

Bücher zu unseren Ausfällen:

Germanische Kultur der Bronzezeit

H. Kossinna:

Altgermanische Kulturhöhe

4. Aufl. 1935

Verlag Curt Kabinich-Feipzig, 4. Aufl. 1935. Preis 1,80 RM.

Wolff, Schulz:

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Verlag Lehmann München, 1933. Preis 7,50 RM.

Jörg Lehner:

Vor 3000 Jahren, „Wolk und Wissen“ Heft 5

Verlag Brehm, Charlottenburg, 1934. Preis 0,90 RM.

A. Kieckhefer:

Das Königsgrab von Seddin

Verlag Kabinich-Feipzig, 1928. Preis 1,50 RM.

Bayern und Reich

Adolf Hitler:

Mein Kampf

Eber-Verlag, München, 1935. Preis 7,20 RM.